A. Lafontaine kleine Erzählungen und Geschichten.

Zweiter Theil.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

Berlin 1800.

Innhalt

des zweiten Bändchens.

I.	Die gefährliche Probe.	S. 3.
II.	Verbrechen aus Leichtsinn.	S. 83.
III.	Die Folgen einer Unvorsichtigkeit.	S. 125.
IV.	Diogenes Tonne.	S. 169.
V.	Hulkem der gute.	S. 190.

I.

Die gefährliche Probe.

B***

Nun genug geschwärmt, lieber Goldberg. Ich bin auf dem Kapitolio gewesen, unter den Löwen des heil. Markus habe ich gewandelt, Paris hat das unschäzbare Glük gehabt mich ein Jahr lang in seinen Barieren zu haben, was nun weiter? Nichts. Ich habe drei Jahre meines Lebens von meinen Schultern geschüttelt, das ist alles, und nun stehe ich auf eben der Stelle, da ich vor drei Jahren stand, wahrhaftig nicht glüklicher, nicht um einen heitern Gedanken glüklicher. Oder wollen Sie das Glük nennen, daß die jungen Leute von meinem Alter mich mit einer andächtigen Achtung betrachten, daß die jungen Mädchen nicht sizen bleiben, wenn ich sie anrede, wie sie wohl andern thun, sondern aufstehen, weil ich die Welt gesehen habe? Ich habe nichts dagegen, und ich rede von Ita-

lien wie ein anderer mit einem Entzüken, das ich wohl wünschte in Italien selbst gefühlt zu haben. Mein Oheim, ein alter, wakerer, aufrichtiger Mann, übergab mir, wie ich noch nicht eine halbe Stunde bei ihm gewesen war, die Rechnung von meinen Reisekosten. Er hielt den Finger auf die Summe, und fragte: was hast du dafür gutes mitgebracht? der Ton der Frage war so scharf, daß ich erröthete. Ich wußte doch in der That nicht recht viel zu antworten. Muß man denn immer mitbringen, sagte ich lächelnd: blank und baar?

Ja, um zu Buche zu tragen, hier! und zeigte mit dem Finger auf mein Herz: oder da! sezte er mit dem Finger an meine Stirne klopfend hinzu: sonst ist die Summe zu groß. Das war alles, was er sagte, ich freute mich, daß ich so davon gekommen war. Gegen Abend bat er mich ihn zu begleiten. Ich mache auch meine Reisen, in die Welt und für die Welt, sagte er finster. Ich gieng mit ihm. In der Vorstadt führte er mich in ein Häuschen, stieg eine Leiter mit mir hinan, öfnete ein Zimmerchen, und trat mit mir hinein. Da lag eine Kranke auf einem Bette. Zwei Kinder sassen neben dem Bette, das Elend auf dem Gesichte. Am Tisch saß ein junges Mädchen und nähete. Sie war bleich und hager. Wie mein Oheim herein getreten war, strekte ihm die Kranke mit einem

Gesicht voll Dankbarkeit beide Arme entgegen, die Kinder sprangen auf, und reichten ihm die Hände. Das Mädchen kam ihm entgegen, bot uns ein paar Strohstühle, und sezte sich dann wieder an ihre Arbeit. Ich habe Ihnen, hob mein Oheim mit seiner rauhen Stimme zu dem Mädchen an: eine Kammerjungfer-Stelle in einem vornehmen Hause verschaft. Das Gehalt ist so groß, daß sie ihrer Mutter abgeben können. Was fehlt wird sich dann noch finden. Das Mädchen schwieg. Sie warf nur einen verstohlenen Blik auf ihre Mutter. Nun? fragte mein Oheim. Mutter und Tochter seufzten. Es geht Ihnen nahe, daß sie sich trennen sollen, fuhr er rauh fort; aber es ist nicht anders. Man muß tragen, was nicht zu ändern ist. Wieder geseufzt, und keine Antwort. Für die Wartung und Pflege der Mutter will ich sorgen. Nun? — Ich muß tragen, was nicht zu ändern ist, sagte das Mädchen. Wenn sie so befehlen. Ach, wird eine Wärterinn, sezte sie hinzu und küßte ihrer Mutter die Hand, wird eine Wärterinn meine Mutter lieben? glauben Sie mir, Herr Stein, meine Mutter hat mehr Liebe als Arznei nöthig. Ist es nicht anders? kann es nicht anders seyn? o Herr Stein, ich will die halbe Nacht durcharbeiten, wenn ich hier bleiben darf. Wer wird die armen Kinder lieben? sezte sie weinend hinzu, und nahm beide Kinder an ihre Brust.

Gutes Kind! sagte mein Oheim ein wenig sanfter. Aber fuhr er nun auch in seinem gewöhnlichen Tone fort: Sie müssen wissen, was sie thun. Ich wollte Sie wenigstens aus dem Elende retten. Das Mädchen lächelte. Aus meinem Elende? das, das ist (sie zeigte auf ihre Mutter) das ist mein Elend, daß meine Mutter nicht glüklich ist. Gutes Kind! sagte mein Oheim, und hob wirklich die Hand, als ob er sie ihr reichen wollte. Nun, sie mögen ja sehen, ob es so gehen will. Wir können noch warten, eine solche Stelle finden wir immer für Sie. Aber Ihre Rechnung, mein Kind, ist doch ein wenig zu bescheiden. Er zog ein Papier hervor. Ich habe ihre Rechnung durchgesehen von dem Jahre; der Mensch muß nicht verschwenden; aber, wie gesagt, das ist zu wenig, hundert Thaler vier Menschen ein ganzes Jahr hindurch, von denen nur einer arbeiten kann. Hier (er legte dem Mädchen eine Rolle Geld in die Hand,) das soll zur Pflege Ihrer Mutter und davon verlange ich gar keine Rechnung, hören Sie, und von nun an lege ich wochentlich zu, wie Sie das finden werden. Hundert Thaler in einem ganzen Jahre vier Menschen. Wie viel Familien, sagte er sich zu mir wendend: könnte man nicht von neun tausend siebenhundert Thaler, die mancher in drei Jahren verreist, glüklich machen?

Das war gerade die Summe, die meine Reise gekostet hat. Er stand anf, um zu gehen. Nun brachen alle die vier Unglüklichen in rührende Worte des Dankes aus. Er wurde weich, und gieng darum desto schneller. Unten auf der Gasse sagte er mir: das sind meine Reisen in die Welt! Nun aber kein Wort davon gegen irgend einen Menschen. Ich wollte dir nur zeigen, Karl, was ich heisse sein Geld zu Buche bringen. Ich denke, du wirst doch manche hundert Thaler von den neuntausend siebenhunderten so zu Buche gebracht haben. Es wäre freilich besser, es hätte deine Landsleute getroffen; aber Mensch ist Mensch! und Gott wird nicht fragen: diesseits der Alpen oder jenseits? Ich schwieg erröthend, denn ich hatte mir weder diesseits noch jenseits eine Summe so zu Buche zu tragen. Ich schämte mich, in der That vor der Summe. In der That.

Und hatte der alte rauhe Mann nicht im Grunde Recht? Hat er nicht Recht, wie ich ihm nun erzählte, er fragte, ich antwortete, und er endlich kopfschüttelnd sagte: eine Schwalbenreise, die reist und wieder kommt wie sie abgereist ist? hat er nicht recht?

Er hat selbst große Reisen gemacht. Aber, sagte er: würdest du es nicht lächerlich finden wenn unsere Schüzengesellschaft heute hinausgezogen wäre, sich nun einer nach dem andern hin

stellte, seine Büchse abdrükte, ohne eine Scheibe vor sich zu haben, und hast du nicht eine Reise ohne Zwek gemacht? nach der Scheibe ohne Scheibe geschossen? Sehen Sie, Lieber, das höre ich jezt, so oft ich meinen Oheim sehe.

Und er hat nicht Unrecht. Denn was habe ich mehr, was bin ich mehr? wie gesagt, ich stehe auf der alten Stelle, wo ich vor drei Jahren stand, und ich ärgerte mich, daß ich meinem Oheim nicht eine Sylbe zu antworten habe, wenn er fragt: was willst du nun jezt mit deinem Leben anfangen? welch ein Ziel hast du dir gestekt? an welchem Gegenstande willst du deine Kräfte üben? athmen ist nicht leben, handeln ist leben. Mir ist schon hundertmal der Gedanke durch den Kopf gefahren, daß ein Pilger, der im frommen Aberglauben von Loretto nach San Yago, und von da zum heiligen Grabe wallfarthet, um seine Sünden zu büssen besser daran ist, als ich. Er hat doch einen Zwek, auf den sein Blik gerichtet ist. Ich stehe da und sehe die vier Winde an wie die vier Wände meines Zimmers. Ich reite, ich fahre, ich gehe in Gesellschaft. Das will es nicht thun.

Ich glaube, ich werde dem Vorschlage meines Oheims folgen, aufs Land ziehen, den Aker bauen, und, wie er sagt, einen Haufen unglüklicher Menschen glüklich machen. Adieu.

B***

Heirathen? ich weiß wohl, daß ich einmal heirathen muß, und warum nun das? Indeß, es mag seyn, mein Oheim mag auch hierinn nicht Unrecht haben. Mir entfuhr manchmal der Gedanke, ich werde nicht heirathen? Er runzelte die Stirn. Nicht heirathen? sagte er. Ich mag nicht einmal fragen, warum du nicht willst, junger Mensch. Aber das wirst du doch zugeben müssen, daß jeder Mann, der ein Weib oder Töchter hat, dich rechtlich zwingen könnte, zu heirathen. Wie so? fragt ich.

Sieh, Karl, wenn sich hier hundert Famlien ansiedelten, das Land rings um vertheilten zum Akerbau und Viehzucht. Man wollte nun Saamen und Vieh vertheilen, und einer der Hausväter erklärte: gebt mir kein Vieh, keinen Saamen; ich will nicht akern und Vieh hüten: meinst du nicht, daß die andern ein Recht hätten ihn zu verjagen oder ihn zu zwingen, seinen Acker zu bestellen? — Wie so, lieber Oheim?

Müßte nicht dieser Mensch um zu leben, stehlen? du willst nicht heirathen: wenn das dein Ernst ist: gut. Aber ein solcher Mensch sollte von Staatswegen zu einem Hämling gemacht werden, damit er nicht Seeräuberei triebe. Ich habe nichts dagegen, fuhr er mit Eifer fort: es mag euch Geldschnäbeln bequem dünken, wenn ihr Geld habt, so eure Wirthschaft ohne Auffe-

her zu treiben, so ohne Kontrolle. Denn das ists, warum Ihr euch vor dem Heurathen fürchtet, ob Ihr gleich Thoren seid, daß Ihr Euch um den Himmel auf Erden, um ein Herz das Euch allein liebt, so muthwillig bringt. Aber ein Mensch, der anderer Menschen Ruhe achtet, der andere Rechte zugesteht, sollte schon darum allein heirathen.

Wenn so ein Herz, wie sie sagten, das mich allein liebe, zu finden wäre? fiel ich ein.

Du hast wohl ja so ein Herz gesucht? brummte er unmuthig. Das will gesucht seyn. Hast du?

Das wohl nicht; aber ich hätte doch auf eins treffen müssen, auf Eines.

Auf keins, sag ich. Wie wolltet Ihr das, sag?

So müssen sie selten seyn, diese Herzen. Ich habe Bekanntschaft genug unter dem weiblichen Geschlecht gehabt.

Hm! und welche? lieber Gott, da schlägt ein Mädchen ein Fenster auf, und sieht dem lokern Bursche nach, und dankt, wenn Ihr den Hut zieht, mit lokernden Bliken, oder da hüpft, plaudert, und singt ein Mädchen in Gesellschaft um Euch her; seht, da spannt Ihr die Segel auf, und hinterdrein, und das Mädchen zeigt euch ein paar runde Arme, eine hübsche Brust, und nun seid ihr verliebt, bis das Mädchen das

Spiel satt hat, und neue Eroberungen machen will. Dann fallen Euch die Schuppen von den Augen; dann ruft ihr: die Ungetreuen! Ich mag nicht heirathen! Warum übersehr ihr die stille Unschuldige, die kein Fenster öfnet, um den Männern Blike nachzuwerfen, die still mit ihrem Herzen voll treuer Liebe wartet, bis ein Mann kommt, der ihres Herzens werth ist. Wären wir Männer nicht sinnlich, die Mädchen würden nicht kokett seyn. Wollust ist unser Genuß, Gefallen der Genuß des Weibes, beides ist der Keim der Liebe. Beides zieht zusammen Mann an Weib, Weib an Mann, Beides wird Liebe, eins durch das andere, und der Liebe Frucht ist Treue. Aber da sucht der wollüstige Mann, wo er leichtes Spiel für seine Sinnlichkeit haben kann, er findet leichtes Spiel, weil er nicht mehr verdient, und so hält er das Weib für sinnlich, weil er es selbst ist. Nicht wahr, das ist dein Fall? du begreifst nicht, wie du einem Weibe treu seyn kannst, und eben darum kannst du nicht begreifen, wie ein Weib dir treu seyn könnte. Wie das Herz, so der Lohn! Such, und vorzüglich, verdiene Liebe.

Sehen Sie so sprach mein Oheim, und vielleicht hat er Recht so zu reden, denn meine Tante ist eine fürtrefliche Frau, die zwar in Gesellschaft keine Rolle spielt; aber diese Einfachheit

mit allen häuslichen Tugenden ersezt. Mein Oheim ist sehr glüklich.

Freilich, man will nicht aus der Welt, und will man so glüklich seyn, wie es mein Oheim ist, so muß man freilich manche Ideen aufgeben, die fest, fest in die Seele verwachsen sind. Man frägt, sagt mein Oheim, bei einer Heirath nicht allein, was man allein fragen sollte: werde ich glüklich seyn mit diesem Weibe? man frägt auch, wird mich die Welt mit diesem Weibe für glüklich halten, und das ist der Teufel, der die Hälfte aller Ehen stört. Wahrhaftig er hat nicht Unrecht.

Könnte ich ein Herz finden, wie er meint; allein was er stille Unschuld nennt ist oft nichts als Einfalt oder Blödigkeit, und diese sind am leichtesten zu verführen. Nein, Lieber, nein! ich müßte das Herz erst sehr prüfen, eh ich ihm arglos mein Glük anvertraute.

Mein Oheim ist in der That ein sehr edler Mann, dessen rauhe Aussenseite nichts ist als eine Heke von Dornen und Stein, in dessen Mitte ein fruchtbares Thal voll Segen und seliger Ruhe liegt. Eben komme ich von der Familie, wohin er mich neulich führte. Die Hülfe die er den Unglüklichen leistet, ist das wenigste, was er an ihnen thut. Doch das im nächsten Briefe.

Warum im nächsten? Hab ich für die Erzählung meiner Thorheiten Zeit, warum nicht

für die Tugenden meines zweiten Vaters? Ich gehe heute von ohngefähr durch die Vorstadt, wo die Unglüklichen wohnen. Ich hatte sie ganz vergessen. O wie leichtsinnig man seyn kann, ganz vergessen, und der Eindruk war mächtig gewesen, den sie auf mein Herz machten. In der Thüre saß eins von den Kindern. Ich sah es nicht. Ich wäre vorübergegangen. Der Knabe aber erkannte mich, und stand ehrerbietig auf, wie es dem Unglüklichen zukommt, und reichte mir die Hand, wie er sie meinem Oheim zu reichen gewohnt war.

Ach, sie da, sagte ich ihn erkennend: was macht deine Mutter? O kommen Sie, sagte das Kind; sie ist heute auf, zum erstenmale auf. Achme ist auch so froh. Achme? frag ich: wer ist da? meine große Schwester, die gute Schwester, Achme, die uns alle, alle ernährt, sagte das Kind mit großen Augen, wie ich so einfältig fragen konnte, und dabei zog er mich am Roke in die Thüre die Stiege hinauf, und erzählte mir noch immer von Achmen.

Ich fand die Mutter auf, die Tochter in Freudenthränen schwimmen, die Mutter mit dem mütterlichsten Gesichte ihr Kleinstes, ein vierjähriges Mädchen, zum erstenmal seit zwei Jahren auf dem Schoose wieder habend, und so wie ich eintrat, warf sich der Knabe mit einem Freudengeschrei seiner Mutter in den andern Arm. Wie

glüklich sind die Unglüklichen? wo treffen sie je unter den Glüklichen diese feste Anhänglichkeit an einander? Ists nicht, als ob die Tugenden das Eigenthum des Elendes seyn sollten?

Jezt erst sah ich, daß ich hier war ohne einen Vorwand zu haben. Ich entschuldigte mich, ich erzählte wie mich der Kleine genöthigt habe, der Zeuge ihres Glüks zu seyn. Man hörte mich nur so halb und halb. Aller Blike waren auf die Mutter gerichtet. Ich fieng endlich von meinem Oheim an, und nun bekamen die Zungen Leben. Man überschüttete mich mit seinem Lobe. Wir geriethen in ein Gespräch, und sie erzählten mir, wie sie die Hülfe meines Oheims erhalten hatten.

Ich erfuhr, was ich noch nicht wußte, Achme war die Stieftochter der Frau. Sie ist die Frau eines Kaufmanns. Sie verlieren ihr Vermögen durch einen Bankerott, an dem ihre Verschwendung schuld ist. Eh' aber der Bankerott ausbricht, leihen Mann und Frau von meinem Oheim noch eine grosse Summe, unter sehr scheinbaren Vorspiegelungen. Der Bankerott bricht aus. Mein Oheim überzeugt sich, daß man ihn hat betrügen wollen. Er verliert die Summe, ohne daß es dem Betrüger hilft. Man sezt ihn. Der Mann stirbt im Gefängniß. Alles das geschieht in H***. Mein Onkel erfährt nichts von dem Detail, als was ihn persönlich

angeht. Die Frau rettet sich hieher nach B***, wo sie Unterstüzung von ihren Verwandten hoft.

Ihre Hoffnungen haben sie betrogen. Mangel und Elend machen sie krank. Die Tochter (Joachime ist ihr Name) arbeitet Tag und Nacht, aber sie kann kaum den allernothwendigsten Bedürfnissen abhelfen. Das Elend wächst. Joachime hört von der Gutmüthigkeit meines Oheims. Sie faßt den Entschluß ihn um Hülfe anzusprechen. Sie sagt es der Mutter. Diese antwortet mit einem Seufzer, und erzählt dann der Tochter, wie sehr dieser Mann von ihnen beleidigt ist.

Auf einmal findet sich ein Engel mit Hülfe. Ein Mann in einem Surtout, tritt Abends ins Zimmer, erkundigt sich nach den Umständen, gibt dem Mädchen Geld, verspricht weitere Hülfe, und hält Wort. Er sorgt für die Bedürfnisse der Familie, aber nur für die Bedürfnisse. Er zeigt mit einer unbeschreiblichen Menschlichkeit der Mutter, wie die Verschwendung sie nach und nach in diesen Abgrund des Elends geführt hat, so macht er das Unglük der Familie nüzlich und wohlthätig. Er schaft der Tochter Arbeit. Er eröfnet ihnen die Aussicht, daß sie sich, wenn die Mutter gesund ist, ohne Hülfe ernähren könnten, und es gelingt ihm der Mutter diesen Zeitpunkt zu arbeiten wünschenswerth zu machen. Der Unbekannte kommt selten; aber oft genug um jedem neuen Stoß des Unglüks vorbeugen

zu können. Seine Lehren über Menschenglük und Menschenbestimmung, sagte Joachime hier mit glänzenden Augen, sind mir nüzlicher gewesen als seine Hülfe. Er hat mich gelehrt Leiden zu tragen ohne zu murren. Er hat uns alle menschlich, wohlwollend und gütig gemacht. Joachime will ihren Wohlthäter kennen; allein er schweigt ganz bestimmt über sich. Endlich, sie geht um zu ihren Arbeiten einzukaufen in den Laden des Kaufmans Stein, und sie erkennt in meinem Oheim ihren Wohlthäter. Er erkennt sie, und winkt ihr zu. Sie geht schweigend. Am Abend kommt er.

Die Mutter wirft sich ihm mit bittern Thränen der Reue und der Beschämung zu Füssen. Sehen Sie Achme, sagte er zu Joachimen: diese Thränen wollte ich hindern, darum gab ich mich nicht zu erkennen.

Diese Geschichte erzählten mir Mutter und Tochter abwechselnd, aber beide unter Thränen des herzlichsten, seelenvollsten Danks, und Unglük und Thränen stehen den weiblichen Gesichtern so gut. Das Mädchen redete mit einer solchen Stärke, ihre Augen, die sie sonst so bescheiden unter den langen braunen Wimpern verbarg, funkelten in den Thränen mit einem überirrdischen Feuer. Ich bemerkte, was ich das erstemal ganz übersehen hatte, daß das Mädchen eine ungemein edle Figur hatte. Ich war innig

gerührt, und da fühlte ich dennoch, daß ein junger Mensch, so leichtsinnig er auch seyn mag, ein offneres Herz hat, als ein alter. Nein, rief ich: Sie verdienen es, daß sie glüklich werden. Ich riß mein Taschenbuch auf. Ich zog eine Banknote hervor.

Was wollen Sie, mein Herr? rief Joachime eilig. Sie über den Mangel wegsezen, liebes, edles Mädchen. Ich drang ihr die Note auf. Nein, sagte sie sehr ernst: wahrhaftig nicht, mein Herr. Wir haben, was wir bedürfen, und nur der Reiche muß Ueberfluß haben. Es gehört Unglüklichern als uns! Ich warf das Papier der Mutter in den Schoos, und nun verließ ich eilig das Zimmer.

Was sagen Sie zu meinem Oheim, was zu dem Mädchen? Nicht wahr, das sind Menschen. Adieu.

B***

Ganz troken hat mir mein Oheim meine Banknote wieder gegeben. Wenn wollt Ihr jungen Leute doch rechnen lernen? sagte er wie er mir die Banknote hinreichte. Ich gab sie ihm eben so troken wieder. Ist nicht mein, sagte ich. Er redete oder vielmehr, er zankte sie mir endlich wieder auf. Du hattest, sagte er nun lachend: deine Sache so gut gemacht, daß die

Mutter Joachimen beinahe beredet hätte, das Geld zu behalten, wenn ich nicht glüklicher Weise dazu kam.

Ich aber zog nun gewaltig los, fuhr er fort, sprach von jungen Laffen, die gäben, weil ihnen das Herz weich würde, und am Ende es wohl selbst brauchten, und da das noch nicht half; denn die Natur hatte allerlei Pländchen mit der Summe im Kopfe, so hob ich ein Sprüchelchen an, daß ein junges hübsches Mädchen von einem jungen Gelbschnabel nichts nehmen dürfe, ich sagte ihr auf den Kopf zu, daß du es gewiß würdest ihr gegeben haben, und nicht der Mutter. Der Umstand fand sich glüklich so. Nun? sagte ich: sehen Sie, warum giebt es der junge Mensch Ihnen und nicht der Mutter? weil er sieht, daß sie eine hübsche Gestalt haben, eine weisse Hand und ein paar schöne Augen. Ihr Unglük hat den jungen Menschen nicht gerührt, sondern Ihre rothen Lippen. Ein junger Mensch, der giebt, der hat dadurch das Recht zu fordern. So sang ich, und ich machte ihnen das Herz zulezt so schwer, daß sie mich um alles baten, dir das Papier wieder zuzustellen.

Sehen Sie, Lieber, das sagte mir mein Oheim so heiter, als ob es Schmeicheleien gewesen wären. Es verdroß mich doch ein wenig. Gut, daß Sie mir sagten wie Sie es machten; ich weiß nun wie ich es machen muß, um es ih-

nen, und noch mehr dazu, in die Hände zu spielen. Er sah mich groß an, und schlug sich auf die Lippen. Hör, lieber Karl, fieng er auf einmal treuherzig an: ich bitte dich, laß mir die Leute gehen. Wenn es um Geld zu thun wäre, meinst du mir wäre so eine Bettelsumme ans Herz gewachsen. Aber ich habe ein Pländchen mit der Familie. Die Frau ist nicht gar gekocht, das weiß ich. Das Unglük muß erst ihr Herz rein von allen Schlaken machen. Gieb ihr das Geld auf einmal, so gehts wieder obenhinaus. Das Mädchen ist ein seelengutes Geschöpf, das muß wahr seyn, das mehr als den Bettel verdiente.

Nun, und dieses Mädchen soll leiden, weil die Mutter nichts taugt?

Leiden? rief er: was leidet sie denn? Sie arbeitet für ihre Mutter, behilft sich für ihre Geschwister: wenn das Leiden ist, was ist denn Tugend? Genug, sag ich dir, sie sollen die Banknote haben, aber noch nicht. Gieb sie mir.

Ich stekte sie phlegmatisch in mein Taschenbuch. Sie sollen sie haben, sagte ich, lachend: aber aus meinen Händen. Ich will doch sehen, lieber Onkel, ob denn nicht am Ende ein junges Mädchen lieber aus den Händen eines Jünglings nimmt als eines Alten.

Geld wahrhaftig nicht; eine Blume oder so etwas. Aber zu Geld gehört Vertrauen und Tugend von beiden Seiten.

Ich schwieg und lachte, um ihn zu bestrafen. Dann gieng ich. Er sah mir bedächtig nach. Das ist meine Strafe, daß ich einen Windbeutel zu meinem Vertrauen machte, rief er mir noch nach.

Er hatte mir eine so feurige Lobrede auf das Mädchen gehalten, daß ich neugierig wurde sie näher kennen zu lernen. Ich gieng heute Morgen in die Vorstadt, und fand die Vögel schon ausgeflogen. Ich erkundige mich, wo sie geblieben sind. Niemand weiß es. Betten und Möbles waren gemiethet. Sie waren zu Fuß gestern Abend weggegangen. Nun erklärte ich mir meines Oheims listige, triumphirende Mine, mit der er mich gestern immer betrachtete. Ich ließ mir nichts merken; ich erzählte ihm ganz simpel, daß die Familie ausgezogen sei, und nahm es als Wahrheit auf, wie er mir sagte: er wisse nicht wo sie wäre. Ich fragte nicht weiter, und gönne ihm die Freude mich überlistet zu haben. Indeß ist mir doch der Spaß selbst interessant geworden. Ich lasse meinem Oheim heut Abend durch meinen Bedienten nachlauren, und er führt den Kerl, wie einen Narren durch die halbe Stadt, und kam nun heiter und lachend zu Hause, in der Meinung mich angeführt zu

haben. Lieber, guter Oheim, ich habe noch ganz andere Sachen herausgebracht, als diese! aber ich will den Scherz fortsezen. Er soll keinen Schritt thun, ohne nicht meinen Julius hinter sich zu haben, und während des — ich lache schon voraus über die Bestürzung meines Oheims, wenn er erfährt, daß er die lustige Person in der Komödie war.

Sehen Sie, dahin bin ich gebracht, daß mich ein geringfügiger Scherz interessirt. Aber warum nicht? ist diese gutherzige Komödie nicht so viel werth, als eine in der Maske auf dem Markusplaze, wobei man vor den Stiletten eines Banditen nicht gar sicher war?

B***

Mein armer Onkel! Während er die Freude hat lachend durch die Stadt, meinen Julius hinter sich, zu gehen, weiß ich Haus und Gasse, wo Joachime wohnt. Es kostete meinen Julius nicht mehr als drei Wege auf die Apotheke, wo die Arznei für mich geholt wird, und ich wußte alles. Nun siegelte ich eine Summe Geld ein, freilich kleiner als die Banknote, um meinem Oheim seinen Plan nicht zu verderben, und sandte das Geld mit einem Briefe von H*** datirt, wo der Vater ehmals etablirt war, als eine al-

te Schuld ohne Namen durch die Post an die Mutter.

So hatte ich meinen Willen. Meinen Oheim hielt mein Bedienter im Respekt, er trauete sich nicht hin, um mir den Ort nicht zu verrathen, wo sie wohnen. Selten geht er ohnehin. Um den Spaß zu vollenden, gieng ich zu Joachimen. Sie nahm mich in der That mit einer Art von Mißtrauen auf. Mein Oheim, sagte ich: ist nicht hier gewesen, seit sie hier wohnen, er ist nicht wohl, und ich komme mich zu erkundigen, was sie machen. Sie hatten meinen Oheim erwartet. Das schien also in der Ordnung. Ich fand jetzt die Familie in einem reinlichen Stübchen ohne Bett, sie selbst alle zwar sehr einfach, aber doch besser als das erstemal gekleidet. Die Mutter erzählte mir sogleich, daß ihr noch eine Summe von ihrem seligen Manne eingegangen sey, und daß sie jetzt hoffe, das könnte öfter so kommen, und so, sagte sie lächelnd, und besah sich selbst, können wir doch anständig wieder erscheinen. Joachime saß und nähete. Sie sagte zu dem allen nichts. Meines Oheims Uebelbefinden war ihr Gespräch, obgleich ihr besserer Zustand auch auf sie gewürkt hatte. Sie redete mit mehr Sicherheit, und redete sehr gut. Sie philosophirte sogar. Wie der Mensch doch so seltsam ist, sagte sie, wie die Mutter hinausgegangen war: ein solcher Fall, wie mit der Be-

zahlung der Schuld ist so selten, und doch rechnet meine gute Mutter noch auf zehn solcher Zufälle. Jedes Gute, das wir erhalten von Menschen oder vom Himmel, ist uns nur ein Handgeld, daß wir mehr daher erhalten müssen, und wir sind unzufrieden, wenns nicht ist. Und ists nicht mit dem Unglück auch so? Unsere Furcht ist das wahre Unglück! Sehen Sie, das alles sagte das Mädchen mit einem so lieblichen Tone, mit einer so grossen Innigkeit, daß es eine Freude war, sie nur reden zu hören.

Ich fand, daß es wahr seye, was mein Oheim von ihr gesagt hatte, und fand noch mehr als das. Ich fand Züge der Schönheit, der allerlieblichsten Schönheit auf ihrem Gesichte, von denen mein Onkel nicht ein Wort geredet hatte, und bey diesem Reiz so viel Unbefangenheit, so viel Demuth, als ob sie nie in einen Spiegel gesehen hätte. Ich sagte ihr, was mein Oheim mir über den Charakter der Mutter gesagt hatte, und sie seufzte. Liebe Joachime, setzte ich hinzu; Ihr Geschik bekümmert mich. Die Summe, die Sie mir zurück gesandt haben, ist Ihnen. Sie liegt bey mir auf Zinsen. Lassen Sie uns einmal wie ein Paar Menschen reden. Sie können einst eine Summe Geldes gebrauchen, lassen Sie mich einmal ganz gerade heraus reden, zu Ihrer Aussteuer, etwas anzufangen. Sie sind nicht auf diese Summe be-

schränkt, die Sie mir zurückgegeben haben. In der That, ich bin willens einmal die Gerechtigkeit des Himmels zu vertheidigen, und die Tugend über die Sorgen hinwegzuheben. Rechnen Sie auf mich, als auf Ihren glücklichern Bruder, oder auf Ihren Freund im edelsten Sinne des Worts.

O mein Herr, sagte sie auffallend. Die Mutter kam. Sie schwieg. Ich gieng endlich. Nach ein paar Tagen war ich wieder da. Wir sprachen im Allgemeinen über ihren Zustand. Die Mutter beklagte den Verlust ihres glänzenden Lebens, doch noch sanft genug. Man redete über den Werth der Güter des Lebens. Wir hatten uns in ein vertrauliches Gespräch hinein geschwazt. Nichts hat mir so weh gethan, sagte Joachime sich vergessend: als der Verlust meines Klaviers. Allein jetzt, setzte sie sogleich hinzu: wäre mir ein Klavier widerlich. Sie mochte den Entschluß auf meinem Gesicht lesen, ihr eins zu senden. Ich that, als hätte ich es kaum bemerkt. Die Mutter fieng nun an von Joachimens Stimme zu reden. Joachime sowohl als ich wichen diesem Gespräche aus, und ich gieng.

Natürlich war mein erster Gang zu einem Instrumentenmacher. Ich kaufte ein Klavier, nicht prächtig aber gut, und sandte es Joachimen. Die Träger waren instruirt es durchaus

dort zu lassen, und sie mußte es annehmen. Wie ich das nächstemal kam, hörte ich das Klavier schon vor der Thüre spielen. Es wurde mit großer Festigkeit gespielt. Ich öfnete leise die Thüre, und stellte mich hinter Joachimens Stuhl. Die Mutter war nicht im Zimmer. Die Kleinen verriethen mich. Joachime war verlegen. Ich nahm ihre Hand. Joachime, sagte ich: soll das Wort Freundschaft unter uns nicht ohne Bedeutung seyn, so bitte ich Sie, verlieren Sie nicht ein Wort über ein Instrument, das Ihnen Freude macht, und das hier an einer so schönen Stelle steht. Sehen Sie, fuhr ich fort, und zog eine Flöte und ein Pack Noten hervor; ich will mein Interesse von dem Kapital ziehen. Ich legte die Noten auf. Es war etwas singbares. Ich bitte Sie, sagte ich, sie an das Klavier weisend. Sie setzte sich. Wir spielten. Sie sang auf mein Bitten, und sang so lieblich, so natürlich, mit einer so sanften, gefühlvollen Stimme, als ob ihre Seele auf den Tönen ihrer Stimme schwebte. Ich sang nachher ein Duett mit ihr, und, was ein Duett thut, von diesem Augenblicke an, verlohr sich das Fremde, das Scheue, das sie bis dahin gehabt hatte, gegen mich. Sie lachte zum erstenmal laut, und scherzte selbst.

Eigenes Gefühl, Theilnahme an dem liebenswerthen unglücklichen Geschöpf, hatten eben

so vielen Theil an diesem allen, wie die Ueberraschung, die ich meinem Oheim zugedacht hatte, und diese Ueberraschung war in der That sehr komisch. Es hatte meinen Oheim bis dahin unterhalten, meinen Julius immer die Kreuz und die Quer durch die Stadt zu führen. Es hatte ihn gekützelt, listiger zu seyn als ich. Endlich aber wollte er doch im Ernst zu seiner Familie gehen, und mein Julius wurde ihm zur Last.

Er nahm seinen Sürtout, da ich bey ihm war, schellte, ließ meinen Julius kommen, und sagte mir: ich befehle dir, den Burschen eine Viertelstunde im Hause zu behalten, sonst laß ich die Thüre hinter mir verschließen. Gern, sagte ich kalt: Julius, geh hinauf, und rühre dich heute Abend nicht von deinem Zimmer. Julius gieng. Mozion! lieber Karl! sagte nun mein Oheim; ich habe sie deinem Julius gemacht. — Wie denn so? — Unschuld! liebe Unschuld! das hätte ein Blinder merken müssen, daß da dein Bursche mir auf den Fersen nachfolgen sollte. — Warum aber, lieber Oheim? Um zu erfahren, wo Joachime wohnt. — Die wohnt bey dem Uhrmacher Seller auf der langen Strasse.

Wie? das weißt du? fragte mein Oheim bestürzt. — Was sollt ich nicht? Ich besuche sie seit vierzehn Tagen alle Tage fast. Sie sind

wohl, die Mutter braucht keine Arzney mehr, und Joachime, ja lieber Oheim, Sie haben Recht, es ist ein vortrefliches Mädchen. Sie sollten sie singen und spielen hören. Ich habe ihr ein Klavier geschickt. Seine Bestürzung, die sich schon anfieng in lachen aufzulösen, war höchst komisch. Also weißt du alles? — Alles, lieber Oheim. — Ich habe also seit vierzehn Tagen mich selbst zum Narren gehabt? — Seit vierzehn Tagen geh ich da aus und ein.

Nun gieng das Lachen an. Wir erklärten uns. Warum schicktest du mir aber den Julius nach? — Weil ich erst das Vertrauen der Familie haben wollte, ehe Sie wieder hinkamen, und aufs neue von Gelbschnäbeln und Windbeuteln reden konnten. Ich erzähle ihm nun, daß ich in seinem Namen hingegangen wäre. Endlich brach er in ein lautes Lachen aus.

Ich mußte mit ihm gehen. Er gestand mir unterwegs, daß er es mir nicht gegönnt habe auch mein Scherflein zu dem Glück dieser Familie beyzutragen. Er erklärte mir seinen Plan, Joachimen mit seinem ältesten Ladendiener zu verheyrathen, und dann ihnen eine Handlung zu etabliren. Er sprach davon mit einer so großmüthigen Freude, daß wir uns mitten auf der Gasse umhalseten. Nur der Ladendiener wollte mir nicht in den Kopf. Dieses feine, zarte, liebe Geschöpf die Frau des Mannes, der frey-

lich ein sehr ehrlicher Mann ist, aber auch nichts weiter. Ich sagte meinem Oheim ein Wort darüber. Ehrlicher Mann? sagte er stillstehend: aber zum Daus, ist dir das so wenig? das ist die Zuthat, woraus Gott seine Engel macht. Nicht wahr, weil der Mensch, nicht wie du, und deines Gleichen, von Philosophie und Versen, von Musenalmanachen, und Litteraturzeitung sprechen kann, weil er lieber einer armen Familie ein Allmosen giebt, als auf ein Buch pränumerirt, oder zu Lessings Monument einen Beytrag giebt, obgleich der Lessing ein Monument verdient, so groß und schön es werden will: nicht wahr, darum paßt er für Joachimen nicht?

Ich zog ihn fort, denn die Leute sahen uns an. Wenn dieser ehrliche Mann Joachimen liebt, fuhr er fort: so steh ich dir dafür, die Liebe wird ihn so zart machen, wie es das Mädchen verdient. Denn hole doch der Henker Eure Delicatesse, und Humanität, wenn sie nicht aus dem Herzen kommt; der ist wie jener Strassenräuber, der jedesmal, wenn er einem das Pistol vor den Kopf setzte, den Hut zog, und sagte: ich bitte gehorsamst, erschrecken Sie nicht! da seyd Ihr, so lange Ihr kalt seyd, delikat, human; aber fährt Euch eine Leidenschaft durchs Gemüth, als die Eitelkeit, die Habsucht und so weiter, so — kann ein Sänften-

träger so plump seyn, als Ihr Wortzarten. Lies eiumal jetzt die Litteraturzeitung und andere Schriften, an denen die Grazien und die Musen geholfen haben sollen. Gott bewahre, die Fischweiber sind noch artiger, wie diese Herren. Liebe zu den Menschen, Demuth ist Zartheit, das andere sind Narrenspossen.

So gieng das nun in Einem fort, bis vor das Haus hin. Wir giengen hinauf. Joachime mußte ihm vorspielen und singen. Er äusserte weder Böses noch Gutes. Man sah nur in seinen herzlich fröhlichen Blicken, welchen Theil er an dem Mädchen nahm, und in der That, um des Mädchens Geist zu beurtheilen, muß man sie mit meinem Oheim reden hören. Es ist, als ob sie dem ihre ganze Seele überliesse. Das thut die Dankbarkeit; sagen Sie, was müßte nicht erst die Liebe thun?

Wie ich auf dieses Wort komme? Zwar kann ichs läugnen? ich saß den Abend, da sie mit meinem Oheim redete, und betrachtete sie, und ich gestand mir mit Herzpochen, daß sie schön ist, wie ich noch nie ein weibliches Geschöpf gesehen habe.

B***

Mein Oheim hat meine kleine Betrügerey mit dem Briefe aus H*** und der Summe

Geldes verrathen. Er hat die Veränderung in der Kleidung der Menschen bemerkt. Er frägt nach dem Wie. Man erzählte ihm die Geschichte mit dem Briefe. Mein Oheim läßt sich den Brief zeigen, schickt auf die Post, läßt nachschlagen woher der Brief kömmt; von dem nächsten Dorfe auf der Poststrasse, ist die Antwort. Mein Neffe, ruft er: ist der ehrliche Schuldner ohne Namen. Nun komme ich den andern Tag. Joachime fliegt mir mit den Ergiessungen eines dankbaren Herzens entgegen. Das reizende Mädchen stand vor mir. Sie wußte selbst nicht, ob sie ihre Arme um mich schlingen sollte. Ich sah es an ihrem Erröthen, an dem Niedersinken der Arme, die sie schon gehoben hatte.

Die Röthe machte sie so schön, diese Verwirrung machte sie so reizend, daß ich mich nicht enthalten konnte. Ich nahm sie in meine Arme, ich drückte sie an meine Brust. Liebe Joachime, sagte ich: war mir doch keine andere Weise erlaubt, dem Wunsche meines Herzens Genüge zu thun. Versprechen Sie, nicht zu bescheiden zu seyn, so ist dies das letztemal, daß ich mit Ihnen Umwege gebraucht habe.

Lag es in meiner Umarmung, oder in meinen Worten; Joachime trat scheuer zurück als jemals. Sie betrachtete mich verstohlen. Das Zutrauen in dem Tone, das sie gegen mich hat-

te, war verschwunden. Wir spielten, und sie war so zerstreut, daß sie den Takt verlohr. Sie berührte mein Geschenk mit keinem Worte wieder, und wie ich gieng, schien sie sogar kalt gegen mich zu seyn.

Oder sollte mein Oheim? Sie sehen, das Mädchen fängt an mich zu interessiren. Und warum nicht? wenn dieses Mädchen meines Oheims Ladendiener glücklich machen kann, warum nicht auch mich? mich, der ich die Zartheit dieses Geistes verstehe, bey dem die ganze Blüthe ihres Geistes sich ungehindert entfalten kann? Ich fürchte, Lieber, ich liebe das Mädchen; denn kann ich doch des Wunsches nicht erwehren, zu wissen, was sie auf einmal so kalt machte. Ich mochte sogleich wieder zu ihr gehen, und sagen: Joachime, ich liebe dich! werde mein Weib. Es wäre in der That das Kürzeste, und wer weiß ob nicht auch das Beste? Denn wenn ein Weib ein Herz hat, einen Mann zu lieben, so hat es Joachime. Zu lieben? ich Thor! Liebt sie mich denn? Sie würde ja sagen, glaub ich. Welches Mädchen würde mir ihre Hand abschlagen? Hand? aber das Herz? Sehen Sie. Wie würde mein Oheim lachen, wenn er mich hier sitzen sähe, die faltige Stirn in die Hand gestürzt, und ein Stückchen Papier vor mir, worauf sie, um eine Feder, die

sie ihrem Bruder schnitt, zu probiren, ihren Namen schrieb.

Ist man nicht ein Kind, lieber Goldberg. Warum wollen wir des armen Mannes spotten, der auf Wunder vom Himmel hofft, um seinen Entschluß zu bestimmen, wenn wir selbst von solchen Armseligkeiten abhängen. Ich ziehe ein Buch hervor, schlage auf und lese, weil ich zerstreut war, und lese: ilsfaisoient, selon les occasions, passer le noir pour le blanc, & le planc pour le noir & ils faisoient paroître sous un bel éclat les objets les plus affreux. Es ist hier von den Geschichtschreibern die Rede. Sehen Sie, das lese ich, und können Sie glauben, daß von diesem Augenblick an eine Stimme in meiner Seele spricht: sie wird dich betrügen! Ich habe mich selbst ausgelacht. Ich erinnere mich an ihre Taubeneinfalt, an ihre Unschuld, an die Ausbrüche ihres gefühlvollen Herzens, und mitten unter diesem Gedanken murmele ich: sie machen aus weiß schwarz, aus schwarz weiß. Sie sind alle Betrügerinnen, und wehe dem, der einer von ihnen traut! Glauben Sie, daß ich schon zehnmal dasselbe Buch aufgeschlagen habe, um eine Stelle zu finden, die Joachimens Vertheidigung übernimmt.

Aber ich Thor! wird nicht die Zeit ihre Vertheidigung übernehmen, oder meine Ahnung rechtfertigen? Gut also. Ich ziehe meine Segel

auf,

auf, und steure vorsichtig der Zukunft entgegen. Betriegt sie mich, so verdiene ich, betrogen zu seyn; denn ich kannte ja die Weiber. Leben Sie wohl!

Derselbe an Denselben.

B***.

Mein Oheim ist mißtrauisch gegen mich. Ich sehe, wie viele Mühe er anwendet, mich von meinem Wege abzuleiten, ohne daß ich es merken soll. Er giebt mir zu thun, gerade wenn ich Willens bin, Joachimen zu besuchen. Sogar seinen ehrlichen Ladendiener hat er gegen mich anrüken lassen. Er möchte gern meinen Plan wissen, und ich will ihn nicht entdeken; denn seine Meinung von dem Mädchen ist so groß, daß er mich auf der Stelle verrathen würde, wenn er meine Empfindungen kennte. Und doch darf Joachime nichts wissen. Was ist leichter geheuchelt als Liebe! Mein Oheim glaubt das freilich nicht; der sagt: „alles ist nachzumachen; nur nicht die Liebe: sie hat ihren eigenen schönen Stempel, den die Natur selbst auf das kleinste ihrer Worte drükt.“ Guter Oheim! hättest du meine Erfahrung gehabt, du würdest das nicht sagen!

Der Ladendiener, Herr Meyer, ist da gewesen, und — gepuzt wie ein Bräutigam. Sein Erröthen beim Eintreten zeigte deutlich genug, daß er wußte, wozu er hier war. Er hielt eine kleine, gewiß auswendig gelernte, Rede, bei der er meistens Joachimen ansah, und worinn er im Namen seines Herrn anzeigte, daß er künftig die Geschäfte der Familie betreiben solle. Ich überließ ihm das Feld. Meine Gegenwart machte ihn verlegen; deshalb gieng ich, sobald er seine kleine Rede geendigt hatte. Ohne Zweifel glaubte er, die Sache wäre schon ganz richtig; und — da sah er mich bei Joachimen am Klaviere sizen. Meine Ehrerbietung gegen sie, die Art wie ich mit ihr sprach, mochte seinen Glauben ein wenig herabstimmen. Ich gieng, damit er Freiheit hätte, sein Gewerbe anzubringen. Und er muß das nicht undeutlich gethan haben; denn am folgenden Tage war Joachime tiefsinnig, und der Mutter schwebte die Erzählung von einem Antrage des guten Herrn Meyer auf der Zunge. Sie gab mir sogar ganz deutlich zu verstehen, in welcher Absicht Herr Meyer da gewesen sei.

Ich stellte mich, als überhörte ich das, zog meine Flöte hervor, und bat Joachimen, zu spielen. Die Mutter verließ uns. Joachimens ängstliches Bliken auf die Mutter, als diese im Begriff war das Zimmer zu verlassen, zeigte mir, daß hier etwas Verabredetes vorgieng. Wir spielten; dann plauderten wir, und ich brachte das

Gespräch auf Herrn Meyer. Joachime schwieg dazu. Der Abend war schön. Ich that ihr den Vorschlag, eine Stunde am Flusse spazieren zu gehen; sie schlug es aber, wie natürlich, aus. Die Mutter, welche wieder herein gekommen war, nahm das Wort, und drang darauf, daß sie mit mir gehen sollte. Ich wiederholte meine Bitte, und Joachime bewilligte sie nun mit einer scheinbaren Leichtigkeit, aber doch immer verlegen.

Als wir unter den Linden längs dem Flusse hinauf giengen, erzählte ich ihr von meinen Reisen. Mit jedem Schritte, den wir thaten, nahm ihr Vertrauen zu, und sie ließ ihre Hand, die ich gefaßt hatte, in der meinigen liegen. Sie fieng an zu plaudern, und zwar so herzlich, so innig, mit einer solchen Vertraulichkeit, daß es unmöglich erkünstelt seyn konnte. Ein schöner Abend! sagte ich. „O, ein äusserst schöner!“ fiel sie ein; „ich bin lange nicht so glüklich gewesen!“ — In der That, Joachime? fragte ich, und sah ihr lächelnd in die Augen. Ich hoffe aber doch, daß meine Gesellschaft mit zu Ihrer Zufriedenheit beiträgt, so wie Ihre Gesellschaft für mich die ganze Schönheit des Abends ist?

Sie erröthete, und sagte weder Nein, noch Ja; dafür bemerkte sie die duftenden Linden, den hellen Fluß, den heiteren Himmel, die laue Luft, als ob sie das alles unter Schönheit des Abends verstanden hätte. Ich fieng aufs neue an zu erzählen; und nach einigen Minuten

heftete sie ihre Augen wieder auf mein Gesicht, ohne den Fluß, die Linden und den Himmel långer zu sehen.

Als wir wieder zurůkkamen, fragte die Mutter freundlich: nun, hat Joachime Sie gut unterhalten? — Joachime warf ihr einen Blik zu, den ich wohl recht zuverlåssig erklårt haben möchte: er schien mir Unwille, mit Scham gemischt. Sie that eine Frage, um das Gespråch abzubrechen. — Glauben Sie mir, es geht hier etwas vor, dem ich auf die Spur kommen muß! Die Freundlichkeit der Mutter, die Verlegenheit der Tochter! Wie, wenn man Neze für mich aufstellte?

Joachime gieng auf einige Minute hinaus; und sogleich knůpfte die Mutter das abgerissene Gespråch wieder an. Sie gab mir heute noch deutlicher als gestern zu verstehen, daß ein Vorschlag für Joachimen im Werke sei, wenn diese Neigung habe, ihn anzunehmen. Dabei sah sie mich an, als ob sie die Frage erwartete: hat sie denn Neigung dazu? Ich schwieg aber, sagte Joachime gute Nacht, und gieng.

O gewiß, ich liebe das Mådchen! Das habe ich tief gefühlt, als sie an meinem Arme hieng, als ihre weiche Hand die meinige drůkte, und als ihr helles Auge so offen in das meinige hinein sah. Aber die Mutter! Will die mich betriegen, oder verråth sie mir, daß die Tochter mich fangen will? Es wird sich ja zeigen!

Joachime an Julien.

B***.

Meine einzige Freundin, ich schreibe dir unter stillen Thränen. Wenn meine Mutter aufsteht, müssen sie geweint seyn. Ich bin in einer drükenden Lage. Es ist Liebe von meiner Mutter: das sage ich mir täglich wohl hundertmal; aber — muß denn die Liebe so quälen? Doch ich schreibe dir geschwind, was mir auf dem Herzen liegt; denn ich habe nur ein Viertelstündchen Zeit. Der junge Stein sezt seine Besuche noch immer fort. Er behandelt mich mit solcher Achtung, daß ich beinahe glauben möchte, was meine Mutter zuverlässig wissen will, daß er mich liebt. Ach, schon bei dem Anfange seiner Bekanntschaft merkte ich sehr wohl, daß er mich auszeichnete. Ich wußte, ehe es sein Onkel herausbrachte, daß von ihm die Summe Geldes kam, die ein alter Schuldner meines Vaters aus H*** geschikt haben sollte. Seine Güte rührte mich mehr, als ich dir sagen kann und als ich es meiner Mutter um alles in der Welt willen nicht sagen möchte. So wie ich das einzige Wort von dem Klaviere hatte fallen lassen und nur einen Blik auf sein Gesicht warf, da wußte ich auch, daß er mir eins schiken würde.

Aber es ist mein Unglük, daß meine Mutter seine Neigung merkt. Sie weiß nun schon ganz

gewiß, daß er mich heirathen wird, und macht schon Plane auf diese Verbindung hin. Es dauert ihr zu lange, ehe er sich erklärt, und sie legt es ihm mit Bliken und Anspielungen oft so nahe, daß mir alles Blut in die Wangen steigt. Das Einzige, womit ich sie noch zurükhalten kann, ist die Versicherung, daß ich ihm meine Hand nicht geben werde, wenn ich ihn nicht liebe. Aber, fragt sie dann sogleich: du liebst ihn doch, Joachime? „Nein!“ sag' ich, so fest ich nur kann: „nein!“ Dann klagt sie, jammert, daß ich so stolz bin, und fragt, auf wen ich denn hoffe, ob etwa auf einen Prinzen. O, ich Arme kann dir nicht sagen, wie sehr sie mit dem Allen mein Herz zerreißt! Von ihr, der Einzigen nächst dir, der ich so gern mein Herz recht offen zeigen möchte, — von meiner Mutter werde ich gezwungen, mich zu verbergen, wenn ich nicht will, daß sie mich ihm anbieten soll, was sie so gern thun möchte.

Neulich bat er mich, mit ihm spazieren zu gehen. Meine Mutter sah mich mit großen Augen und einer flammenden Röthe an. Ich schlug es ab, wie ich auch mußte. Nun aber sagte sie — Ich willigte nur geschwind ein, ehe sie noch mehr sagen konnte. O, liebes Kind ich war auf dem Spaziergange sehr glüklich; denn ich vergaß unter seinem Gespräche gänzlich, wie ich dazu gekommen war. Ach! hätte er mich gefragt, ob ich ihn liebte; — ich würde, glaube

ich, haben Ja sagen müssen: denn er ist so gut, so edel!

Als wir zu Hause kamen, that meine Mutter eine Frage, über die ich heftig erschrak; und so war mir die kleine Freude wieder verbittert. Wenn er mich wirklich liebt, und wenn ich ihn wieder liebe (mein armes Herz pocht bei dem Gedanken heftig), so wird ja, denke ich, der Augenblik von selbst kommen, wo er es mir sagt. Ob ich es ihm je sagen werde? — —

Ach, gutes Kind, wenn er so arm wäre, wie ich, dann hätte ich ihm wohl schon lange gesagt, daß ich ihn liebe. Ein Glük, daß er so reich ist; sonst wüßte er schon Alles! Ich wollte meiner Mutter gern, gewiß sehr gern, sein Geld geben; es liegt etwas Erfreuliches in dem Gedanken, für den Geliebten zu arbeiten. — Meine Mutter weiß nicht, was Liebe heißt!

Da kommt jezt auch ein Herr Meyer, ein sehr redlicher Mann, zu uns, und sie meint, der habe ebenfalls Absichten auf mich. Ich glaube es fast selbst, nach dem, was mir der alte Herr Stein einmal gesagt hat. Aber ich wünsche es nicht; denn — der Mann ist so redlich! Meine Mutter spottet wohl über ihn, und sagt dann doch: wenn es der Eine nicht ist, so ist es der Andre. O, wie kann sie das sagen! Wie könnte ich einen Mann so betriegen und ihm meine Hand geben, wenn mein Herz nur eine Minute

lang in der Hoffnung, in dem Wunsche für einen Andern geschlagen hätte!

Du siehst, ich bin wirklich sehr gedrükt, liebes Kind; darum wirst du es nicht übel nehmen, daß ich in diesem ganzen Briefe nur von mir geschrieben habe. Ich wollte mich Anfangs erst eine Seite lang nach deiner Lage erkundigen, von dir schreiben: aber ich konnte es nicht: mein Schiksal liegt mir so schwer auf dem Herzen! Sieh, da fangen meine Thränen wieder an zu fließen. Wäre er arm, wie ich, dann wüßte ich wohl, was ich thäte. Aber jezt — Es würde das Beste seyn, ihn nicht mehr zu lieben. Wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen sollte! Ich stelle mich zuweilen kalt gegen ihn; aber das ist doch auch betriegen. Wenn er nur arm wäre, wie deine unglükliche Joachime!

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B***.

Da sitze ich und plage mich wie ein Hypochondrist mit einem Wahne, mit dem Traum eines Traumes. Ich fordere von dem Mädchen, was dem Menschen vielleicht nicht gegeben ward: Liebe, die Liebe, welche jedes Herz in der Jugend einmal träumt, wie die Ahnung einer bes-

seren Welt, die nichts kann als uns die gegenwärtige verekeln. Ich fordre eine Liebe, die ich verlache, an die ich schon seit Jahren nicht mehr glaube. Was ist denn Liebe? Geschlechtstrieb, Sinnlichkeit! Wie entsteht sie? Bei dem Manne durch die Schönheit des Weibes: das ist das ganze Geheimniß. Nun denn! ich liebe Joachimen, weil sie schön ist; meine Begierden sind erwacht: nichts mehr. Ihr Geist thut weiter nichts, als daß er ihre Schönheit belebt; ihr Herz giebt meinen Begierden Sicherheit: das ist alles. Und in diesem Sinne, das will ich beschwören, liebt auch sie mich. Sie betrachtet mich verstohlen, mit brennenden Bliken; sie seufzt, sie errothet, wenn ich ihren Leib umfasse. In unser Beider Herzen brennt der stille Wunsch, Eins zu werden, Mann und Weib zu seyn: das ist Alles!

Selbst ein Theil von meines Oheims System über die Liebe paßt hierzu. „Der Mann ist sinnlich, das Weib will gefallen.“ Wohl denn! er scheint Recht zu haben, da die Erfahrung bei allen Völkern der Erde es bestätigt. Die Schönheit des Weibes entflammt bei dem Manne Begierden. Diese zeigt er dem Weibe durch seine Huldigung, durch seine Liebkosungen. Des Weibes Trieb zu gefallen ist befriedigt; sie ergiebt sich dem Manne, dem sie gefällt, dessen Jugend, Muth, Stärke oder Ansehen ihrer Eitelkeit schmeichelt und dem Gefühl ihrer Schwäche wohlthut. Schönheit ist der Preis der Tapferkeit. Sagt das

nicht Leisewiz? Wer es auch gesagt haben mag — es ist wahr. „Dabei hat das Weib keine Stimme.“ (Mich dünkt, das folgt in eben der Stelle.) Wieder wahr! Das Weib wählt nicht; es ergiebt sich. Man hat das, weibliche Schamhaftigkeit, genannt; ich glaube, mit Unrecht. Gefühl der Schwäche, Selbstgefühl, sollte man es nennen. Das Weib ergiebt sich dem Manne, weil der es beschüzen kann; der Mann wählt das Weib, weil er es schön findet. Er ist wollüstig, sie eitel: das sind die Bande der Natur. Verhält es sich nicht so? Nun haben wir aber die Natur verdrehet, und noch ein drittes Band um die Bande der Natur her gekünstelt: ein Etwas, das nicht erklärt werden kann, weil es gar nicht existirt — die geistige Liebe. Da erhielt das Weib gleiche Rechte mit dem Manne, blieb nicht mehr sein Eigenthum. Es ist ein Zwitter geworden, der seine Natur verläugnet, und die fremde Natur nicht annehmen kann. Bei den Alten lebte das Weib nur für den Mann, der Mann für den Staat. In die Weiberwohnung eingeschlossen (hier enger, dort freier, aber doch immer eingeschlossen), war es, was es seyn sollte: Weib des Mannes, Mutter seiner Kinder, und nichts mehr. Wie aber jezt? Da size ich und bin mißmuthig, weil ich nie meiner Frau gewiß seyn kann. Sie will gefallen; warum nicht Mehreren als mir? warum nicht auch dann noch, wenn sie schon mein ist? —

Wer bürgt mir für die Liebe, die Treue Joachimens? Sie liebt mich jezt: das weiß ich, und das ist natürlich; ich war der erste junge Mann, der sich um sie bewarb. Wird sich, wenn sie nun meine Frau ist, niemand weiter um sie bewerben? „Liebe!“ sagt mein Oheim: „Treue!“ Was heißt das? Ich frage, und niemand kann mir angeben, warum jene Weiber treu waren, und diese nicht. Wir, mein Oheim und ich, streiten alle Tage darüber, ohne daß einer den andern bekehrt.

Sehen Sie, lieber Onkel, sagte ich neulich; das ist ein vernünftiges Gesez! Ich las ihm aus dem Herodot, den er sehr wohl kennt, die Nachricht vor, daß die Assyrier den Gebrauch gehabt haben, die schönen Mädchen an den Meistbietenden zu verkaufen, und mit dem Gelde die häßlichen auszustatten. Ein weises Gesez! sagte ich. Der Mann konnte durch den Preis, zu dem er seine Frau erkaufte, ihr zeigen, wie sehr er sie liebte; und das Mädchen wußte, wie sehr es gefiel. Da war alles in seiner Ordnung.

„Und sie kauften,“ antwortete er troken, „was sie verdienten: nicht Weiber; nur Beischläferinnen. Wer kann ein Herz, wer kann Liebe kaufen? Ein Herz, Liebe und Treue sind der einzige Preis des Herzens, der Liebe und der Treue. Du wirst doch die Befriedigung der Wollust nicht für die einzige Bestimmung des Weibes halten? Du wirst doch die Liebe, das Wohlwollen des Weibes wenig-

stens für etwas rechnen?" Ich bejahete das. „Dieses Gesez aber," hob er triumphirend an, „mußte nothwendig das Weib bis dahin erniedrigen, daß es sich nur für den Gegenstand der männlichen Wollust hielt. Die Assyrierinnen waren nichts, als was bei uns die öffentlichen Mädchen sind."

Ich läugnete das. Er nahm mir den Herodot aus der Hand, und las weiter: „diese Gewohnheit ist nicht immer geblieben; eine neue Sitte hat sie verdrängt. Denn da sie besiegt wurden und verarmten, so gebrauchte jeder aus dem gemeinen Volke seine Töchter, Geld mit ihren Umarmungen zu verdienen."

Nun? sagte ich lächelnd: eben das thun ja auch bei uns manche Arme; und wir kennen doch den Werth, den die Liebe des Weibes hat.

„Leider!" sagte er. „Aber bemerke: bei uns ist es eine Schande; bei jenen war es allgemeine Sitte. Herodot sagt: ein jeder. Er nennt es einen Gebrauch, den die Gewohnheit zu einem Geseze gemacht hatte. Das war die Folge des Gesezes, welches du so eben weise nanntest! Es erniedrigte die Nation zu den Thieren."

Nicht die Nation, nur ihren Pöbel, sagte ich. Herodot sezt bestimmt hinzu: jeder Verarmte aus dem Volke. Was läßt sich da auf die Reichen schließen?

„Schließen? Lieber Karl, Herodot hätte das nicht schreiben dürfen, um mich zu überzeugen,

daß es so war. Aber auch die Reichern, die Bessern, wirst du in eben dem Abgrunde der Schande sehen.“ Er nahm das Buch, und las mir vor, daß jedes Mädchen sich einmal in ihrem Leben habe einem Fremden in dem Tempel der Mylitta Preis geben müssen. „Herodot selbst,“ fuhr er nun fort, „nennt das die schändlichste Gewohnheit, oder vielmehr das schändlichste Gesez.“ Mich dünkt, es ist nicht schändlicher, als jenes, das du weise nanntest. Die Mädchen wurden für Geld Beischläferinnen der Männer: warum nicht auch einmal, um den Schaz des Tempels zu vergrößern, auf eine Stunde die Beischläferin eines Fremden? Ja, der Geschlechtstrieb ist da, und ist natürlich; aber Liebe, Treue, muß ihn veredeln; sonst sinkt ein Volk in die abscheulichste Schande. Es kann einer Nation kein größeres Unglük begegnen, als wenn bei ihr die Liebe nichts als Wollust ist. Diese Seelenliebe,“ — fuhr er mit glänzenden Augen fort — „diese süße Schwärmerei, diese zarte, feine Achtung, diese unschuldige, heilige Treue ist eine schöne duftende Blume, welche aus der häßlichen, in der Erde verborgenen Wurzel der Wollust hervorschießt; sie ist das Siegel des Himmels auf dem irdischen Körper, der Glanz, mit dem der unsterbliche Geist sein thierisches Leben bestrahlt. Wäre nicht Liebe, so würde auch keine Ehe seyn; denn die Ehe ist ein Hinderniß der Wollust, aber die Säugamme der Liebe und aller Tugenden.“

So sprach mein Oheim mit einer entzükten Stimme, mit einem verklärten Gesichte. „Ich will hoffen,“ sezte er dann hinzu, „daß dein Herz, troz deinem verkehrten Kopfe, kein Glük auf Erden empfinden wird, ohne hingebende, reine, treue und zärtliche Liebe. Das will ich hoffen, Karl. Sonst magst du dir eine Mätresse nehmen; und du wirst sehen, wie wenig die Wollust ist.“

Nun wohl, es sei so! Und wie Er es sagte, fehlte nicht viel, daß er mich überzeugt hätte. Die Schönheit des Weibes mag es nicht allein seyn: auch der Geist mag dazu gehören, die Schönheit mehr zu beleben; und das Herz, den Begierden des Mannes eine sichere Dauer zu verschaffen. Ja, die Liebe mag mehr seyn als Sinnlichkeit; aber — so belehre mein Oheim mich doch, wie ich erfahre, ob ich geliebt bin! — Da sizt Joachime. Ihr Auge hängt an dem meinigen; ihr Blik flammt, ihre Hand zittert, wenn ich sie fasse. Kann das nicht auch die Kunst? Sie wird mir sagen: ich liebe Sie. Aber — gelogen oder wahr? Selbsttäuschung oder Wirklichkeit? Ich habe das Mädchen merken lassen, daß ich es gern sehe. Die Mutter ist meinem Herzen, oder wohl gar meinen Gedanken auf die Spur gekommen. Ich bin reich. Könnte ich es Joachimen verdenken, wenn sie einmal seufzte, ohne etwas dabei zu fühlen?

Das ist es, Goldberg! Ich will Liebe, will mehr, als mein Oheim fordern würde, und ver-

zweifle beinahe, es finden zu können. Liebte mich Joachime, wäre meines Oheims Behauptung kein Wahn, hätte ich das Herz dieses holden, lieblichen, seelenvollen Geschöpfes: o, ich wollte sie — nicht mit meinem Vermögen, nein um alle anderen Hoffnungen meines Lebens, kaufen, und glüklich seyn. Da stand sie gestern vor mir, und zupfte einen Knäuel Zwirn, den die Kleine verwirrt hatte, aus einander. Das holde, schöne Oval des Gesichtes, die frischen feinen Lippen, die sanften Rosen ihrer Wangen, die schöne Stirn, die schmalen gebogenen Augenbraunen, und über der Stirn das braune schöne Haar! Und dann hob sie von Zeit zu Zeit die frommen Blike zu mir auf; ein liebliches Lächeln, oder nur die erste Spur des Lächelns, bewegte mit diesem Blike ihre Lippen! Ach, theures Mädchen, könntest du so die verwirrten Gedanken meines Kopfes in Ordnung bringen, wie die Fäden! — O, ich mußte mich abwenden; sonst hätte ich mich vor ihr niedergeworfen, und gerufen: aus Barmherzigkeit, Mädchen! täusche mich mit deiner Liebe, wenn du mich nicht lieben kannst!

Derselbe an Denselben.

B***.

Ich habe nichts dagegen. Wer dieses kindlichen Glaubens fähig ist, der lebe seines Glaubens, und sei glücklich. Ich kann nichts als ihn beneiden. Was ich denn eigentlich will, fragen auch Sie, Goldberg? Himmel! auch Sie? Wie oft waren die gutmüthigen Ehemänner, die das Spiel ihrer Weiber sind, unser Spott! Soll auch ich das Spiel eines Weibes werden, und der Spott ihrer Anbeter?

Ja, Goldberg, ich liebe Joachimen von ganzer Seele. Für ihre Unschuld, ihre Treue, spricht bei mir nicht mein Oheim, nicht ihr offnes Auge, nicht die anspruchslose Einfachheit, die über ihr ganzes Wesen verbreitet ist, sondern mein eigenes Herz. Wenn es eine Ausnahme giebt, so ist es Joachime. Das sage ich mir tausendmal an jedem Tage. Aber was hilft es! Sobald ich allein bin, steht wieder der furchtbare Gedanke vor meiner Seele: sie betriegt dich; sie wird eine Liebe heucheln, die unmöglich ist!

Ich suche mit meinem Oheim in Streit zu kommen, um mir nur meine Besorgniß von ihm ausreden zu lassen. Lachend sagte ich ihm dieser Tage mein Urtheil über die Weiber. „Karl,“ antwortete er ernsthaft; „es wird eine Stunde kommen, wo eben diese Meinung deine Marter

ist!" (O, wenn er wüßte, daß diese Stunde schon geschlagen hat!) „Es ist die Strafe der Ausschweifungen," sezte er hinzu, „daß der Glaube an Tugend, Liebe und Treue der Weiber verloren geht. Der Wollüstling zittert selbst in den Umarmungen der innigsten Liebe vor Treulosigkeit. Die Liebe kann ihn in seinem Sinne glüklich machen, aber nicht ruhig." — Ist es nicht, als ob er in meinem Herzen läse, als ob das Schiksal ihn bestimmt hätte, mir mein Todesurtheil zu sprechen?

Wenn ich auch einmal heirathe, dachte ich; wohl! die Convenienz vergiebt meine Hand. Ich lasse meine Frau thun, was sie Lust hat, thue, was ich Lust habe, und wir sind Beide glüklich. Jezt aber? Ich liebe mit unbeschreiblicher Gewalt; und schon jezt quält mich die Eifersucht. Sie werden das lächerlich finden; aber es ist so.

Wenn Joachime mich nicht liebte! wenn sie mir ihre Hand gäbe, weil ich reich bin! mir Liebe heuchelte, die sie nicht fühlte! Das ist die Folter, die mich martert.

Ich bin entschlossen, fest entschlossen, mich nicht betriegen zu lassen. Es wird ja Mittel geben, ein weibliches Herz zu ergründen. Nur gut, daß mein Oheim, daß Joachime selbst noch nichts weiß! Ich will meine Rolle spielen, so große Mühe sie mir auch kosten wird. Muß

ich nicht das Herz prüfen, dem ich das ganze Glük meines Lebens anvertraue?

Mein Plan ist gemacht. Ich will ihr mein flammendes Herz ganz offen zeigen; meine Handlungen sollen ihr sagen, wie sehr ich sie liebe. Kann ein Herz Liebe gewinnen, so muß ich die ihrige erhalten, so muß auch sie mich lieben. Das Wort Liebe werde ich nicht eher aussprechen, der Heirath nicht eher erwähnen, als bis ihr Herz völlig mein ist. Denn zeigte ich ihr die Ehe nur in der weitesten Ferne — wer sicherte mich, daß sie mir nicht Liebe heuchelte, um meine Frau zu werden? Ich will ganz glüklich, ganz ruhig seyn, oder gar nicht. Keine menschliche Gewalt soll mir mein Geheimniß entreißen.

Wankt sie, dann bin ich unglüklich; aber dann weiß ich auch, daß ich auf diesem Wege das Glük nicht suchen muß: und bestimmt zu wissen, daß man so nicht glüklich seyn kann, ist schon die halbe Ruhe. — Wie es auch enden mag, ich bin kalt, entschlossen. Es soll, es muß so seyn. Leben Sie wohl!

Derselbe an Denselben.

B***.

Der Würfel ist geworfen, mein Freund, und nun bin ich um vieles ruhiger. Ich gehe alle Tage zu ihr. Den kleinsten ihrer Wünsche stehle ich aus ihrer Seele, und er ist befriedigt, ehe sie noch weiß, daß sie wünschte. Ich brachte ihr an ihrem Namenstage eine reiche Uhr mit. Sie weigerte sich durchaus, sie anzunehmen. Joachime, sagte ich in einem ernsten Tone; ich darf Sie doch fragen: sind Sie meine Freundin? — Ja, antwortete sie leise. — Nun, ich lasse unter Freunden kein Mein und Dein gelten. Von dem Augenblike an, da ich fühlte, daß Sie meine Freundin waren, hatte ich nichts mehr, was nicht auch Ihnen gehörte. Ich begreife nicht, wie Sie sich meine Freundin nennen, und doch auf diese armselige Kleinigkeit einen Werth legen, den sie auch nicht einmal unter Fremden haben sollte. Ich, meine Freundin, würde, wenn ich etwas von Ihnen zu haben wünschte, ohne Bedenken zu Ihnen gehen und — Sie nicht darum bitten, sondern es von Ihnen verlangen. Soll größeres oder geringeres Vermögen — ein zufälliger Umstand, auf den Sie so wenig Werth legen, wie ich — soll das die Kluft seyn, die unsere Freundschaft scheidet, durch die wir einander fremd werden? Wäre ich arm, ärmer als Sie, ich würde, ohne mich zu beden-

ken, ohne zu erröthen, Ihnen die Freude machen, daß Sie mir von Ihrem Ueberflusse abgeben, daß Sie für mich arbeiten könnten, um mich zu erhalten. (Ihr Gesicht glühete bei diesen Worten, und ihre Augen funkelten; sie hob die Hände, als ob sie mir etwas sagen wollte. Ich schwieg; und sie schlug den Blik zu Boden.) Hätte ich eine Blume gehabt, als ich zu Ihnen ging, fuhr ich fort: — ich würde Ihnen die gebracht haben. Aber — ich hatte keine. Die Uhr ist Ihnen übrigens nüzlich; Sie brauchen nun die Glokenschläge nicht mehr zu zählen. Oder, wenn Sie auch nur das mindeste Bedenken haben — geben Sie die Uhr Ihrer Mutter. — „Darf ich?" fragte sie lebhaft. — Lieber Himmel! antwortete ich lachend; welche Umstände um eine solche Kleinigkeit! Ja, Sie dürfen: Sie sollen sogar, und es würde mir sehr lieb gewesen seyn, wenn sie dem Zuge Ihres schönen Herzens gefolgt wären, ohne mich erst zu fragen. Die Uhr gehört Ihrer Mutter; und — diesen Händedruk nehmen Sie von mir zu Ihrem Namenstage.

Sie hat die Uhr wirklich ihrer Mutter gegeben. Seit diesem Tage bringe ich ihr jedesmal bald eine Kleinigkeit mit, bald etwas von Werth, und sie kann es nicht über sich gewinnen, etwas, das ich ihr anbiete, auszuschlagen. Aber — ein seltsamer Umstand! — Sachen von Werth trägt sie nicht, und eine Blume, die ich ihr mitbringe, läßt sie an ihrer Brust verwelken. Diese Kleinigkeit

hat etwas Zartes, Ungewöhnliches, in unser Verhältniß gemischt; und wenn das auch der einzige Genuß wäre, den ich hätte, so wäre er groß und angenehm genug, mich für alle übrigen Entbehrungen zu entschädigen. Sie ist meine Freundin! O, in diesem Worte liegt ein Himmel! Wie langsam schlürfe ich den Becher der reinsten Liebe, Tropfen für Tropfen, und den zweiten immer entzükender als den ersten!

Mit jedem Tage steigt ihr Vertrauen zu mir, und wir sind noch nicht weiter als bei dem Händedruk; ja, auch den entreißt ihr meine Liebe nur. Es bleibt etwas Fremdes zwischen uns, weil das Wort Liebe nicht ausgesprochen wird; aber gerade das giebt mir an jedem Tage einen neuen Genuß. Wäre sie meine Geliebte, — dann hätte ich sie jezt schon an meinem Herzen gehabt, und ihre Lippen geküßt. Wir taumelten dann trunken von Minute zu Minute, von Genuß zu Genuß, bis sie meine Gattin wäre; und erst dann, wenn der Genuß die Begierde bescheidener gemacht hätte, würden wir uns kennen lernen. Der Name Freundschaft hindert jede Trunkenheit der Sinne, und kühlt die Gluth der Liebe immer ein wenig ab. Doch in diesem gegenseitigen Verhehlen der Gefühle entfaltet sich der Geist; wir haben noch nicht das Recht, stumm neben einander zu sizen, und Küsse und Händedrüke zu unsrer einzigen Unterhaltung zu machen. Joachime muß sprechen. So dringt

die Liebe aus den Sinnen in den Geist, entfaltet sich unter dessen reger Bewegung, und nimmt seine Natur an: wie sich das unscheinbare Farrenkraut im belebenden Strahle der Sonne aus einander wikelt, immer höher steigt, und endlich die schönen Blätter, leicht und lieblich, rings im Kreise empor strekt, daß, wer es gestern sah, es heute nicht wieder kennt.

So lebe ich, mein Freund, bei der heitersten Freude, dem feinsten Genusse. Ja, sie liebt mich: das lese ich in dem Beben ihrer Brust, ihres ganzen Wesens, wenn ich in vergessendem Entzüken ihre Hand an meine Lippen drüke; das höre ich in dem zärtlichen Tone, womit sie meinen Namen nennt; das sehe ich in ihren heitern, und doch ahnenden, auf mich gehefteten Augen, die sich langsam, ihr selbst unmerklich, mit seelenvollen Thränen füllen. Zuweilen will aber mein Entschluß dennoch wanken; ich möchte ihre zitternde Hand fassen, sie an dieses empörte Herz drüken und sagen: o, du Einzige! o, meine Geliebte!

Ein böser Dämon tritt zwischen diesen Wunsch und meine Seele. Nein, was es mir auch kostet, — ich will den Triumph der Liebe g a n z haben! Ja, wäre sie allein; dann! Aber die Mutter! Da sizt sie uns gegenüber, lächelt so listig, und giebt jedem Gespräch eine Wendung, die nur zu deutlich ihre Unruhe über meine Absicht anzeigt. Sie behorcht mich so unverschämt,

wenn ich einen Augenblik mit Joachimen allein bin. Ich kann beinahe mit jeder Minute die Frage erwarten: wann soll die Hochzeit seyn? So wendet sie sich, um das Gespräch dahin zu führen.

In so weit hat mein Oheim Recht, daß ich schon nicht mehr wünsche, Joachimens Liebe zu mir möchte Sinnlichkeit seyn. Ach, ich gäbe Alles, was ich habe, für die Gewißheit, daß sie mich um meiner Seele willen liebte. O, wie glüklich würde ich seyn, wenn jene zartere Neigung, das Vertrauen zu meinem Herzen, ihren Busen höbe!

Mein Oheim hat das Podagra, und muß nun, wie immer, wenn es ihn anfällt, einige Monate zu Hause bleiben. Aber dennoch ist er aufmerksamer auf meine Schritte, als ich glaubte. Ich las ihm vor einigen Tagen auf sein Verlangen etwas vor. Er sah mich von Zeit zu Zeit aufmerksam an. Auf einmal legte er die Hand auf das Buch, und sagte: „Karl, du bist so heiter. Heiterkeit verträgt sich wohl nicht mit etwas Bösem! . . . Du gehst jezt alle Tage zu Joachimen: willst du sie heirathen?“

Heirathen? Wie so? Wahrhaftig, die Frage, so auf einmal, so ohne Vorbereitung, so . . .

„Antworte ohne Vorbereitung, wie ich dich frage. Bist du Willens, das Mädchen zu heirathen?“

Nein, lieber Onkel, sagte ich ganz bestimmt. Wenigstens habe ich bis jezt noch nicht daran gedacht.

„Nun,“ sagte er ernst; „bist du denn Willens sie zu verführen?“ — Er sah mich starr an.

Ich sprang mit Abscheu auf. Verführen! Lieber Oheim, ich bitte Sie, keine solche Frage wieder! Wenn meine Moral auch nicht so streng ist als die Ihrige, so . . . —

„Warum ist sie das nicht? Bin ich ein Narr, oder bist du ein Bösewicht? Denn über die Linie der Tugend hinaus, höher oder tiefer, ist man eins von beiden. Es giebt nur Eine menschliche Tugend. Doch ja so! du hast noch meine zweite Frage zu beantworten.“

Wie könnte mir je, selbst wenn ich die heftigste Sinnlichkeit hätte, der teuflische Gedanke einfallen, diese liebliche Unschuld, diese heilige Einfalt, zu verderben!

„Was willst du denn von Joachimen? Ich verlange reine Wahrheit, mit deutlichem Gepräge.“

„Ich will Umgang mit ihr, ihre Freundschaft. Ich will ihr wohlthun, ihr Leben vor Mangel sichern.

„Liebst du sie? Karl, ich bitte dich, täusche nicht dich selbst, indem du mich täuschen willst! Liebst du Joachimen?“

Ja, ich liebe das Mädchen, — wie meine Schwester, wie meine Tante, wie Sie.

„Nicht anders? Du weißt, ich hatte die Ab-

sicht, daß mein guter Meyer das Mädchen heirathen sollte. Hast du nichts dagegen? soll er seinen Umgang wieder anfangen? Ist es dir recht, wenn sie ihm ihre Hand giebt?"

Wenn Joachime ihn liebt, so kann niemand aufrichtiger Antheil an ihrem und Meyers Glüke nehmen, als ich. Mir ist es recht. Lassen Sie ihn den Umgang wieder anfangen.

„Was soll ich denken, Karl! Du sizest ganze Tage bei Joachimen; du theilst deine Zeit, dein Vermögen mit ihr. Du füllest ihr Herz mit Liebe, erregst bei ihr Hoffnungen, und . . ."

Hoffnungen? worauf? Lassen Sie uns ganz ohne Zurükhaltung mit einander sprechen. Hat sie Ihnen etwas davon gesagt?

„Sie? Wie kann das ein Mädchen! Aber soll sie nicht hoffen, wenn sie dich liebt? Die Mutter erwartet mit jedem Tage eine Erklärung von dir. Meinst du, daß die Tochter nicht wissen wird, was die Mutter erwartet?

Was erwarten Mütter nicht! und nun gar diese! . . . Für Joachimen stehe ich; sie kann nicht mehr erwarten, als ich ihr sage.

„Du bist mir unbegreiflich, Karl. Aber ich bitte dich, Eins zu bemerken: wenn ein alter Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleke hat, einen jungen Menschen nicht begreift; so ist tausend gegen Eins zu wetten: der junge Mensch ist ein Bösewicht oder ein Narr! — Ich kann

also Meyern schiken? Oder hast du mir noch etwas zu sagen?"

Nichts in der Welt über diesen Gegenstand. Sie können Meyern schiken.

„Ich werde ihm zehntausend Thaler zu seinem Etablissement geben. Du bist einmal mein Erbe; ist es dir recht?"

Ihr Podagra, lieber Onkel, muß sehr schmerzhaft seyn. So etwas Bittres haben Sie mir noch nie gesagt! — Ich gebe Joachimen eben so viel, und noch mehr, wenn sie es verlangt. Sagen Sie das Meyern.

Das Herz schlug mir doch ein wenig bei dieser Unterredung. Aber, lieber Goldberg, so, gerade so, paßt Alles zusammen. Es ist, als ob ein glüklicher Zufall die Begebenheit so ordnete, wie meine Phantasie sie suchte, um Joachimens ganzes Herz zu prüfen. Sie hat nun ihr Schiksal in Händen. Liebt sie mich, so wird sie leicht wissen, was sie thun soll.

Zuweilen kommt es mir so vor, als ob ich Unrecht thue. Aber nein! Ich muß den Triumph ganz haben, den Triumph, daß sie meine Freundschaft der Heirath mit einem reichen Manne vorzieht.

Joachime an Julien.

B***.

Ich bin sehr unruhig, meine Liebe, und doch sehr glüklich. Ach, ich liebe ihn unaussprechlich! Sieh, ich wollte mein Blut bis auf den lezten Tropfen für ihn hingeben, wenn er in Noth wäre und ich ihn damit retten könnte. Ich habe mich selbst gefragt, ob ich das wohl thun würde; und ich machte das Fenster auf, weinte, und sagte laut, als ob es der Himmel und die Sterne hören sollten: ja, das will ich, das kann ich! Wenn er zu der Stunde nicht kommt, da er uns gewönlich besucht, so überfällt mich eine Angst, als ob eine schwere Last auf meinem Herzen läge. Schlägt die Uhr, so ist es, als träfe jeder Schlag meine Seele. Ich fürchte, er ist todt; und höre ich dann seine Tritte auf der Treppe, so rollt mein Blut, so pocht meine Brust, als wollte sie ihm entgegen fliegen. Ach, Julie, Julie! man ist so glüklich und so unglüklich, wenn man ein Herz hat, wie ich!

Und nun quält mich meine gute Mutter. Es gienge wohl noch an, wenn sie nur mir Vorwürfe machte; aber sie verschont auch ihn nicht damit, so daß es mir Mühe, sehr große Mühe kostet, zu schweigen. Er erklärt sich nicht, sagt sie. Was soll er denn erklären? Daß er mich liebt, weiß ich ja; und mehr will ich nicht. Er

soll mir seine Hand antragen. Lieber Gott, warum denn? Bin ich nicht ohnedies schon so glüklich, daß ich zuweilen nicht weiß, wie ich mein Glük ertragen will, und daß ich einen Theil meiner Seligkeit ausweinen muß, um mir die Brust zu erleichtern?

Manchmal theilt sich ihre Unruhe mir mit. Es ist wahr, er braucht nie das Wort: Liebe; er nennt mich seine Freundin, nie seine Geliebte, und erwähnt nie etwas von einer festeren Verbindung. Aber, sag' ich oft, können wir fester verbunden werden, als wir es schon sind? Würde ich ihm mehr gehören, und wenn ein Wunder meine Seele in die seinige gießen könnte? Nein er kann sich unmöglich mehr lieben, als ich ihn liebe.

Meine Unruhe vergrößert sich noch durch die Besuche des Herrn Meyer, der gar nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß er um meinetwillen kommt. Er scheint ein sehr redlicher Mann zu seyn. Man muß in der zweiten Minute Vertrauen zu ihm haben: so liegt ihm die Seele in den Augen und auf der Zunge. Ich sehe, liebes Kind, mit welchen wohlwollenden Bliken er mich betrachtet. Es würde ihn, glaube ich, nicht kleiden, wenn er zärtlich seyn, wenn er mir schmeicheln wollte; aber er thut ohne Ansprüche, was er mir an den Augen ansehen kann: und das kleidet ihn sehr wohl. So oft ich freundlich mit ihm spreche — ach! und das

thu' ich so gern, wenn er nur nicht mehr verlangt —, hat er eine sehr drollige Laune. Er weiß tausend kleine Anekdoten aus allen Ländern der Erde, wo er in seines Herrn Geschäften gewesen ist; und die erzählt er mit einem solchen troknen Ernst, daß ich lachen muß, ob mir gleich zuweilen Thränen in den Augen stehen.

Sieht man ihn das erstemal, so scheint er ein wenig steif und hölzern; aber je öfter man ihn sieht, desto weniger bemerkt man das. Meine beiden kleinen Geschwister zählen die Glokenschläge, bis Herr Meyer kommt; denn er unterhält auch sie. „Es ist nicht recht," sagt er, „daß die Erwachsenen so wenig Rüksicht auf die Unterhaltung der Kinder nehmen, die im Zimmer sind. Herbeiziehen muß man sie nicht; aber so sprechen, daß sie Antheil nehmen können, und daß die Unterhaltung ein Unterricht für sie wird, ohne daß sie es merken."

Stein hat ihn hier ein paarmal getroffen, und er sagte nachher: „wer hätte diesen Geist in dem Manne gesucht!"

Aber das Alles macht mich unruhig. Meine Mutter verlangt, ich soll entweder die Sache mit Herrn Stein in Richtigkeit bringen, oder Herrn Meyer Hoffnung geben. Das Eine ist so unmöglich, wie das Andere; aber so oft ich das sage, lacht meine Mutter. Freilich, wenn Stein sich erklärte, so könnte ich doch Herrn Meyer geradezu

die Hoffnung nehmen, die er vielleicht hat. Aber kann ich ihm jezt sagen: ich liebe Sie nicht, Herr Meyer? Es wäre doch grausam, es wäre unmenschlich, ihm das zu sagen, wenn ich nicht hinzusezen kann: weil ich die Braut dessen und dessen bin. Ich fürchte alle Tage, Herr Meyer wird mir seine Hand antragen; und was soll ich ihm dann antworten? Wenn er das nur thäte, sagt meine Mutter; dann müßte sich Stein erklären! Sie verlangt sogar von mir, ich soll Herrn Meyer Hoffnungen machen, um bei Stein Eifersucht zu erregen. Wie könnte ich das! die beiden edelsten Männer betrügen, um ruhiger zu werden! Ach! sehr unruhig bin ich! Leb wohl, liebe Julie.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B***.

Ich habe einen Vorfall gehabt, woran beinahe mein ganzer Plan gescheitert wäre. Vor Kurzem sprach ich mit Joachimen von dem Karneval in Rom, und kam dabei auf unsere Maskeraden. Sie äußerte den Wunsch, einmal eine zu sehen; und so wie die nächste war, schikte ich ihr, da sie mir endlich ihre Einwilligung gegeben hatte, ein Kleid nach meiner Phantasie, halb griechisches, halb Feen-Costume: ein weißes Taffentkleid, mit einem goldnen Gürtel unter der Brust. Auf dem braunen lokigen Haare trug sie ein goldnes Diadem, von welchem ein rother Florschleier

in grossen Wellen hinten herab auf das Kleid niederfloß. Daß sie eine Zauberin war, zeigte der Stab in ihrer Hand, und der Thierkreis in ihrem Gürtel. Auch ich hatte eine Maske aus den romantischen Zeiten gewählt; ich Rinaldo, sie Armida: das war meine Idee.

Als ich am Abend vorfuhr, um sie abzuholen, blieb ich starr vor freudigem Erstaunen. Etwas reizenderes können Sie nie gesehen haben! Und bei der Zaubergestalt dieser Blik der schamhaften Unschuld, diese Aengstlichkeit in den Bewegungen! Sie hatte sich nur aus Gefälligkeit gegen meinen Wunsch so gekleidet, aber sehr züchtig. O Joachime! sagte ich, mit dem Blike der heißesten Liebe, und führte sie mit Händedrüken zu dem Wagen. Auf dem Saale hing sie ängstlich in meinem Arme. Sie trug auf ihr Verlangen eine ganze Maske von Flor; so blieben wir völlig unbekannt, und das erhöhete unser Vergnügen.

Nach und nach wurde sie dreister, und der Tumult, das fröhliche Schwärmen der vergnügten Menschen interessirte sie. Zu tanzen weigerte sie sich durchaus, wie ich es auch erwartet hatte; endlich wurde sie aber so heiter, daß sie in ihre Rolle kam, und einigen Masken sehr geistreiche Antworten gab. So wurde es Mitternacht, ehe wir nach Hause fuhren. Ich glaubte, die Mutter würde aufbleiben, und wollte noch eine Stunde plaudern; deshalb hatte ich einen Ueberrok hinbringen lassen und schikte den Wagen fort. Aber

die Mutter war schon zu Bette, und wir sahen uns allein. Joachime nahm die Maske ab, und nun stand sie in ihrer bezaubernden Schönheit, mit frohen Augen, vor mir. Ich betrachtete sie lange, faßte ihre Hand, und drükte sie zärtlich. Ihr Auge funkelte, ihr Busen hob sich. Die Fröhlichkeit des Abends, das helle Licht, die Musik, der fremde Anzug hatten sie in eine Art von Taumel gebracht. Sie sah mich zärtlich an, und schlug dann erröthend die Augen nieder. Jezt umfaßte ich sie, drükte sie zum erstenmal an mein Herz, und küßte ihre Lippen. Sie sank seufzend an meine Brust, schlug die schönen Arme um meinen Hals, und erwiederte meinen Kuß mit Thränen der Liebe, die ich an meiner Wange fühlte. Alle meine Entschlüsse waren auf einmal dahin: die Flamme der Liebe brach mächtig aus meinem Herzen hervor; eine trunkene, taumelvolle Vergessenheit hatte sich meiner bemächtigt. Meine Begierden waren erwacht, und ich drükte brennende Küsse auf ihren Mund. Mitten unter den glühenden Liebkosungen versuchte sie, aus meinen Armen zu kommen, und flisterte leise: ich bitte, lassen Sie mich! Ich umfaßte sie aber noch fester, sagte mit flammenden Augen: meine Joachime! und wollte mich mit ihr sezen. Doch unversehens stieß ich den kleinen Tisch um, auf dem das Licht stand, und nun war es dunkel um uns her. Ich erschrak, und sie war los. Sie öffnete die Thür, und sagte mir gute Nacht.

Ich hörte (denn die Thür des Zimmers blieb offen), daß sie jenseits des Flures die Kammerthür ihrer Mutter öffnete und mit ihr sprach. Noch lange blieb ich stehen, und hoffte, daß sie wieder kommen sollte; sie kam aber nicht, und ich mußte mich endlich entfernen.

O, wäre sie zurükgekommen — ich war fest entschlossen, ihr zu sagen, daß ich sie liebe, daß sie meine Gattin werden solle. Aber wahrscheinlich fürchtete sie meine wilde Sinnlichkeit. Meine Brust war voll der heissesten Liebe zu dem herrlichen Mädchen. Ich schrieb noch in der Nacht einen Brief an sie, worinn ich ihr alles erklärte, und sie bat, mir ihre Hand zu geben. Dann legte ich mich gegen Morgen nieder, und entschlummerte mit den schönsten Hoffnungen, dem befriedigten Entzüken des Lebens. O, wie glüklich war ich!

Am folgenden Morgen las ich meinen Brief wieder durch. Was eine Nacht thut! Ich lächelte über meinen eignen Brief, und fragte mich selbst: was soll sie von diesem rasenden Tone denken! Ich sezte mich nieder, um einen andern zu schreiben, der weniger toll wäre; und mitten im Schreiben fiel mir ein, — in der That es war bloße Neugierde — doch erst zu sehen, wie Joachime sich wohl nach diesem Abend gegen mich betragen würde. Der Brief blieb unvollendet, und ich gieng zu ihr.

Sie kam mir mit holder Freude entgegen: freilich mit einer erhöhetern, vertraulicheren Zärtlichkeit; aber nicht, wie ich geglaubt hatte, scheu, erröthend, ängstlich. Sie erwähnte des Vorfalles nicht mit einer Sylbe, und ich eben so wenig; kurz, wir lebten, wie vorher. Ihre Mutter gieng hinaus, und wir blieben allein. Ich faßte ihre Hand; nun erröthete sie, zitterte, und seufzte. Wahrscheinlich mochte sie fürchten, daß ich jezt des Vorfalles erwähnen würde; ich schwieg aber. Sie schien mit sich selbst zu kämpfen; ein Paarmal öffnete sie die Lippen, als wollte sie etwas sagen, verschloß sie aber wieder, und sah mich verstohlen, mit trüben Bliken an. Gewiß erwartete sie von mir eine Erklärung über meine Absichten; doch eben diese Erwartung hielt mich ab, sie zu thun.

Ja, sie liebt mich! Und eben darum will ich den höchsten Triumph haben, der einem Manne je zu Theil geworden ist: sie soll mir sagen, daß sie mich liebt. Ich bat sie um einen Spaziergang. Sie gieng mit mir, und ich erzählte, ohne über uns etwas zu sagen. Augenscheinlich nahm sie immer weniger Theil, und auf dem Rükwege hörte ich sie leise weinen. Ihre Thränen thaten mir weh; aber, Joachime, ist die große Stunde, da du, von Liebe überwältigt, an mein Herz sinken und sagen wirst: ich liebe dich! — ist diese Stunde mit deinen Thränen zu theuer erkauft?

Seitdem ist sie traurig, und ich finde sie oft mit nassen Augen. Sie ist in meiner Gesellschaft ängstlich; sie wirft oft mißtrauische Blike auf mich. Ich sehe schon der Stunde voll Entzükens entgegen, die auf einmal alle Thränen von ihren Augen troknen, und den Kummer aus ihrem Herzen vertreiben wird. Liebt sie mich, so muß sie mir am Ende sagen, daß sie mich liebt. Das ist der Preis, Joachime, um den mein Herz auf ewig dein ist. Adieu.

Joachime an Julien.

B***.

Nur ein Paar Worte von deiner bekümmerten Freundin. Ich bin jezt sehr gequält. Ach, Julie, wenn er ein Bösewicht wäre! Mein Herz bebt, so oft ich das denke; und beinahe bin ich gezwungen, es zu glauben. Wenn er mich nur hätte verführen wollen? Ich werfe mich auf die Kniee, und bete, daß nur das nicht gewesen seyn mag; denn ich fühle, es wäre mein Tod, wenn ich ihn hassen müßte. Wir waren auf der Maskerade, und kamen zu Hause, als meine Mutter schon zu Bette war. O, ich hatte sie so dringend gebeten, ja auf mich zu warten! Nun . . . Wie soll ich es dir erzählen! Ach, ich will nie wieder über eine Verführte hart urtheilen; denn wie wenig fehlte, so war ich selbst unglüklich!

Schreiben kann ich es dir nicht; denn meine Wangen glühen vor Schamröthe. Ich danke Gott, daß ich noch gerettet wurde. Nach dieser Stunde, glaubte ich, müßte er sich erklären; er sieht ja, welche Last von Elend auf meinem Leben liegt. Aber er ist noch gerade wie vorher; er nennt mich seine Freundin, und sagt kein Wort von Liebe, von Heirath. O Gott! wäre er ein Bösewicht: — was würde dann aus mir werden! Ich kann nicht mehr schreiben. Der Schmerz will mich erstiken. Leb wohl, und bete für deine arme, unglükliche Joachime.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B***.

Bin ich dennoch betrogen, Goldberg? bin ich? War die Liebe Täuschung, Heuchelei? Wollte man nur meine Hand, da ich eben im Begriff war, mein Herz zu geben? Wie ist das? wer erhellet mir die Finsterniß? Hören Sie! Die Mutter zieht jezt Meyern sichtlich vor; Joachime giebt ihm Einmal über das andere Lobsprüche über seine Redlichkeit, über seinen einfachen treuen Charakter, und vermeidet es, mit mir allein zu seyn. Ihr Auge schwimmt in Thränen; aber in welchen Thränen! — Daß ich sie liebe, weiß sie. Was ist also ihr Kummer? Daß ich ihr nicht meine Hand anbiete.

Hören Sie weiter! Vor einigen Tagen, als schon das Gift in meinem Herzen nagte, brach die Mutter endlich los. Da Sie Joachimens Freund sind, hob sie erwartend an; so kann es Sie nicht befremden, wenn wir (bemerken Sie das Wir) Sie zu Rathe ziehen. — Joachime fing an zu weinen. — Herr Meyer hat um ihre Hand angehalten. Freilich ist die Partie nicht gerade nach Joachimens Wünschen; aber ein Mädchen hat Ursache, für sich zu sorgen. Sie kennen Herrn Meyer; nun wollten wir gern hören, was Sie dazu sagen.

Mein Herz schwoll von Gift auf. Ich fragte bitter, mit einem durchbohrenden Blik: und was sagen Sie dazu, Joachime? Herr Meyer ist ein redlicher Mann: das bezweifelt niemand; ein verständiger Mann: so kennen Sie ihn selbst; ein angenehmer sogar: das Talent hat sich erst hier entwikelt.

Sie meinen also? fragte die Frau bestürzt. — Ich meine nichts, antwortete ich, als was ich gesagt habe. Hier kommt es nicht auf meinen Rath an, sondern auf Joachimens Herz, auf ihre Liebe, ihre Erwartung, ob sie mit dem Manne glüklich zu seyn hofft.

Sie haben also nichts dawider? fragte die Frau noch einmal, und warf der Tochter einen höhnenden Blik zu, den ich nicht ihr, sondern Joachimen übel nahm; denn — sezte er nicht eine Verabredung der Mutter mit der Tochter vor-

aus? — Ich sagte bitter: dawider? Was kann ich dawider haben, wenn Joachime ihn wählt, wenn sie ihn liebt!

Sie soll ihn wählen, fuhr die Mutter erhizt auf; sie wird ihn wählen! — Ich verbeugte mich schweigend. Joachime sagte bei dieser ganzen Verhandlung kein Wort; sie weinte heftig, und war bleich. Ein- oder ein Paarmal wollte sie etwas sagen; sie schwieg aber, weil die Mutter ihr einen zornigen Blik zuwarf.

Noch bin ich mit mir selbst über Joachimen nicht einig. Wohl! sie hat diese Scene mit der Mutter verabredet; dagegen habe ich nichts. Aber nun muß die Entscheidung kommen. Liebt sie mich (woran ich kaum zweifle), so wird sie sich unglüklich fühlen. Auch das glaube ich, das weiß ich sogar: denn sie geht seitdem mit Thränen in den schönen Augen, mit Seufzern auf den blassen Lippen, wie ein Geist umher, und nimmt an nichts Theil; davon rede ich nicht. Aber ist sie redlich, hat sie den verhaßten Charakterzug ihres Geschlechtes, die Verstellung, nicht; so kann sie unmöglich Meyern ihre Hand geben. Das ist die Probe, auf die mein Herz wartet. Giebt sie Meyern ihre Hand, so betriegt sie ihn, so heuchelt sie ihm Liebe, die sie nicht fühlt; denn, bei Allem was heilig ist, sie liebt mich: das allein weiß ich! Betriegt sie den redlichen Meyer, so kann sie auch mich betriegen, obschon nicht

heute, doch über ein Jahr, wenn die Flamme der ersten Liebe erloschen ist.

Nicht wahr, lieber Goldberg: Joachimens Herz kann mir jezt nicht entgehen? Der Augenblik ist da, wo sie über sich, über ihr Geschlecht, über mein Schiksal entscheidet. Betrügt sie Meyern, so ist Redlichkeit ein elender Traum, so ist weibliche Treue ein Unding, so werde ich auch dem Lächeln eines Engels nicht trauen. Nun wohl denn! Wie gesagt, ich will ganz glüklich, oder ganz unglüklich seyn; ich muß wissen, was ich von Joachimen zu erwarten habe. Leben Sie wohl.

Derselbe an Denselben.

B***.

Triumph! Triumph! Wünschen Sie mir Glük! Joachime hat die Feuerprobe überstanden. Und nun — o, sie ist mein! mein Eigenthum, mein Weib, dem alle meine Hoffnungen, alle meine Kräfte gehören! Fort nun mit jedem andren Gedanken! fort mit jedem andren Wunsche, außer dem Einen, sie glüklich zu machen. Ich lebe nur noch für die edle, die unerschütterlich treue Joachime. Meine Liebe soll sie reichlich für den Schmerz belohnen, den sie erduldet hat.

Schon seit meiner Unterredung mit der Mutter hörte das vertrauliche Verhältniß zwischen

mir und Joachimen auf. Zwar gieng ich noch hin; aber ich war nur Zeuge von den heissen Thränen, die sie vergoß. Ich blieb mir in meinem Betragen gleich, so weh es mir auch that, sie leiden zu sehen.

Ungefähr nach vierzehn Tagen blieb auch Meyer gänzlich weg. Ich fragte ihn um die Ursache, und er antwortete (wie denn der aufrichtige Mann gewohnt ist, immer ohne Hehl von sich zu reden): „ich gehe nicht mehr hin, um der armen Joachime eine unangenehme Empfindung zu ersparen. Sie hat mich förmlich abgewiesen. Ich weiß, Herr Stein, daß sie nie meine Frau werden kann, weil sie mich nicht liebt," (die Freude schoß wie ein glühender Strom in mein Herz); „auch dann nicht, wenn sie sich in Ihnen geirrt haben sollte." — In mir? fragte ich lächelnd; wie so? — „Joachime liebt Sie," fuhr er fort. „Was zwischen Ihnen und ihr vorgefallen ist, weiß ich nicht. Könnt' ich ihr aber den Schmerz ersparen, den sie jezt leidet — bei meiner Seele! ich wollte das Leben für sie aufopfern, ob sie mich gleich nicht liebt."

Edler Mann! sagte ich, und drükte ihm die Hand. Ich wollte gehen. Er schüttelte den Kopf. „So kalt verlassen Sie mich?" Ich ging; die Freude wäre sonst aus meiner vollen Brust hervorgebrochen: und das soll sie doch nicht eher, als an Joachimens Herzen. Auch die Mutter sagte mir in Joachimens Gegenwart, sie habe Meyern

ausgeschlagen. Joachime warf einen langen Blik auf mich. Ich konnte mich kaum enthalten, ihr zu Füßen zu sinken.

Jezt ist es nicht mehr mein Triumph, auf den ich warte; Ich will Joachimens Triumph vollständig machen. Die Mutter, mein Oheim, Alle, sollen sich erst überzeugen, daß sie Meyern nicht ausgeschlagen hat, weil sie auf meine Hand rechnete, sondern weil ihr Herz ohne Verstellung, treu und redlich ist. Ich bin in drei Tagen nicht da gewesen. Das ist grausam, wie ich nicht läugne. Aber nun! Die Thränen sind geweint; die Zeit der Freude hebt an.

Ich muß abbrechen; mein Oheim läßt mich rufen.

Einen neuen Sturm ausgehalten, und dennoch nicht gewankt! Nur einige Worte, lieber Goldberg, dann eile ich zu Joachimen, um ihre Thränen zu troknen, und auf einmal die Seligkeit des Himmels zu haben.

Mein Onkel sah mir lange schweigend ins Gesicht. „Joachime," sagte er dann nachdrüklich, „hat Meyern ausgeschlagen."

Das hat mir Meyer schon vor acht Tagen gesagt. Sie liebt ihn nicht.

„Joachime liebt dich, Karl." (Ich zukte die Achseln.) „Nach dem Allen, was mir Meyer erzählt, glaube ich, sie rechnet auf deine Hand, oder hat doch darauf gerechnet. Sie ist unglüklich.

Hast du dazu nichts zu sagen?“ Ich zukte wieder die Achseln.) „Es wäre mir lieb, wenn sie Meyers Frau würde. Du scheinst das nicht zu wünschen. — Karl, du bist mir ein Räthsel; und das müssen junge Leute alten nicht seyn! Wenn Joachime dennoch Meyern heirathete!

So gebe ich ihm zehntausend Thaler zu seinem Etablissement.

Mein Oheim zog die Stirn in Falten, klingelte dem Bedienten, und sagte zu mir: „nun, ich will dich nicht länger aufhalten.“

Wie gern hätte ich ihm Alles gestanden! Aber nein! nein! Aus meiner Brust soll die Freude unmittelbar in das Herz meiner Geliebten strömen. Nun leben Sie wohl! Jezt eile ich zu Joachimen. Schon in einigen Tagen soll der Prediger unsre Hände vereinigen, wie die Liebe unsere Herzen.

Mein Oheim muß sich besser befinden; er hat sich austragen lassen. Nachher noch einige Worte, wenn ich dazu fähig bin. Adieu. Jezt meinem Glüke entgegen!

Ich bin verloren! Goldberg, wohin soll ich mich verbergen! Es ist vorbei! Ich Ungeheuer!

Kann ich mich endlich besinnen, um Ihnen die gräßliche Entwikelung meines elenden Schiksals zu geben? Hier size ich seit acht Tagen, und seufze, und fühle mich schreklich verloren! O, ich Unglüklicher!

Sie lebt! O Gott, sie lebt! So eben geht der Arzt von mir weg, und giebt mir die Versicherung, daß sie ausser Gefahr ist. O, warum jauchzt nicht Alles mit mir vor Entzüken, daß Joachime lebt! Hören Sie die unglükliche Begebenheit.

Mein Oheim läßt sich, nach der Unterredung, die er mit mir gehabt hat, in einer Sänfte zu Joachimen bringen. Er will wissen, wie es mit ihr steht, und fängt an zu fragen. Sie weint, und ringt, wie in Verzweiflung, die Hände. Endlich erzählt sie meinem Oheim, was sie weiß, was sie ahnet, was sie fürchtet, was sie hoft. Hören Sie wohl? fällt die Mutter ein; sie hofft noch immer auf die Liebe ihres Herrn Neffen. Mein Oheim schüttelt den Kopf, faßt ihre Hand, und sagt mit nassen Augen: liebes Kind, diese Hoffnung geben Sie auf! Zwar weiß ich nicht, wie das alles gekommen ist, und ich kann mich noch immer nicht entschliessen, den Sohn meines redlichen Bruders für einen Bösewicht zu halten. Aber diese Hoffnung lassen Sie fahren. So eben hat mir mein Neffe gesagt: er wolle Meyern zehntausend Thaler geben, wenn Sie den heirathen."

So wie er die unglüklichen Worte sagt, schwankt Joachime, wird bleich, und sinkt ohnmächtig in seine Arme. Als sie zu sich kommt, verlangt sie zu Bette; und schon nach einer Stunde liegt sie, aller ihrer Sinne beraubt, in dem heftigsten Fieber.

In diesem Augenblike komme ich, sehe das treue Mädchen da liegen, und erstarre. „Sieh hin!“ sagt mein Oheim kalt und bitter: „sieh, was du gemacht hast!“ Meine Blike verwirrten sich; ich hatte kaum die Kraft, an dem Bette niederzusinken, ihre Hand zu fassen, und zu rufen: Joachime! Sie sagte nur zuweilen: zehntausend Thaler! dann sprach sie ohne Sinn. Ich beschwor sie mit heissen Thränen, mit der schmerzlichen Wuth eines Wahnsinnigen, mich nur anzuhören; sie kannte mich aber nicht. Ich selbst wußte nicht, was ich that; und Alles, was ich Ihnen hier sage, weiß ich nur von meinem Oheim. Ich erzählte der Mutter, meinem Oheim und dem Arzte meinen Plan, meine Absicht, und beschwor sie, Joachimen das zu sagen. Als mein Oheim Alles wußte, umarmte er mich und sagte gerührt: „Gott Lob! ein Bösewicht bist du nicht. Aber dahin hat deine Eitelkeit, dein Stolz, deine Selbstsucht eine Geliebte gebracht!“

Man mußte mich gewaltsam wegführen; denn ich verlangte mit einer furchtbaren Wildheit, Joachime sollte mich hören. Kaum war ich zu Hause, so schikte ich Bedienten und Mägde weg, sich zu erkundigen. Mein Oheim kam Abends spät mit einer bedenklichen Miene. Fürchterlich strafende Stunden — von da an, bis jezt, wo mir der Arzt versicherte, daß sie ausser Gefahr sei! Ich Ungeheuer! Ihr Leben hat an einem Faden gehängt. Ach, und nun fühle ich mich

so matt, so krank, daß ich kaum die Feder halten kann. Ich soll sie noch nicht sehen, hat der Arzt befohlen. O Gott! wenn ich sie sehe — ich will mich vor ihr niederwerfen! Nein, ich kann keine Worte finden, die Angst meiner Seele, die Liebe zu Joachimen auszudrüken. Ich weine: das ist alles, was ich kann! Leben Sie wohl.

Derselbe an Denselben.

B***.

Ich bin betäubt; mein ganzes Wesen ist zernichtet! — Sie ist gesund. Ich habe sie gesehen, gesprochen. Soll ich lachen, oder weinen? O Himmel! wenn nicht noch Eine Hoffnung übrig wäre, daß es anders werden kann; ich würde — Meine Hand zukt vor Begierde nach einer Pistole. Aber es muß anders werden! Es ist nicht so! Joachime! ruf' ich, und schlage mich vor die Stirn. Ich sinne, daß mir der Kopf schwindelt. Oft glaube ich schon wahnsinnig zu seyn und es nicht erst werden zu dürfen. Ich zaubere mit meinen glühenden Gedanken Gestalten aus der Hölle, aus dem Himmel hervor, und sende sie mit verzweifelndem Lachen zu Joachimen, um sie an ihre Liebe, an ihre Treue, an ihr Wort, an meine Verzweiflung zu erinnern.

Mit dieser Liebe, dieser unaussprechlichen Liebe, wollte ich die seelenlosen Steine zum Seufzen bringen, Thränen aus dem Marmor hervorpressen; und in ihrem Herzen sollte ich kein Mitleiden bewirken? Mein Oheim schüttelt den Kopf. O, der harte Mann mag nur die grauen Loken so prophetisch, so jammernd schütteln! Es ist doch anders! Es ist, oder ... Bei Gott! ich könnte morden, wenn nicht für mein jammervolles Herz noch Hoffnung übrig bliebe!

Als sie gesund ist, sagt man ihr Alles, und erzählt ihr meine Leiden. Sie hört das schweigend an, und äussert nur den Wunsch, daß ich sie noch nicht sehen möchte. Meyer besucht sie, und ihn nimmt sie mit Gütigkeit auf; von *mir* sagt sie kein Wort. Endlich erinnert sie sich meiner; sie läßt mich und meinen Oheim zu sich bitten. Auch Meyer ist da, das versteht sich. Als ich sie sehe, werfe ich mich ihr zu Füßen, und ihr strömen die Thränen aus den Augen. Ich fieng an zu reden; sie unterbrach mich aber, und sagte langsam: Herr Stein, ich habe Sie von ganzer Seele geliebt. Von Ihrem edlen Oheim weiß ich jezt Alles. Auch Sie haben mich geliebt, und die Absicht gehabt, mir Ihre Hand anzubieten. Freilich sezten Sie einen hohen Preis auf dieses Geschenk: mein Leben. Ich habe die Probe gehalten. Aber ich liebte Sie treuer, zärtlicher als Sie mich. Für Ihr Glük hätte ich tausendmal mein Leben aufopfern wol-

ken; Sie aber machten für einen Triumph Ihrer Eitelkeit, oder — wenn das Wort zu hart ist, für die Gewißheit, daß ich Sie liebte — meine Zufriedenheit, meine Ruhe zum Opfer. Ich habe Ihnen Ihre Liebe bezahlt, und bin Ihnen nichts mehr schuldig. Wären Sie der gewesen, für den ich Sie hielt, ich würde Sie noch jezt lieben. Aber ich weiß nun gewiß, daß Sie mich quälten, ohne einen andern Grund zu haben, als Ihre eigne Befriedigung. Dafür machten Sie mich zu Ihrem Opfer. Die Empfindungen meines Herzens sind noch nicht erloschen; aber meine Vernunft tadelt sie jezt. Meine Krankheit, die lange Trennung von Ihnen . . . ! Der Sturm der Leidenschaft hat sich für immer gelegt. Ich fühle, daß ich Sie noch liebe, und gewiß uneigennüziger, als Sie mich liebten. Ihre Liebe war wohl nie die ächte, wahre. — Was ich jezt empfinde, ist nicht mehr Leidenschaft, nur eine schwesterliche Zärtlichkeit; und ich würde glüklich seyn, wenn Sie Sich damit begnügten."

„Sie, lieber Meyer," hob sie nach einem Seufzer an — „Lassen Sie mich ausreden, lieber Stein!" (Ich wollte sie unterbrechen) — „Sie, lieber Meyer, haben mir Ihre Hand angeboten. Ich liebe Sie nicht; und dem Manne, dem ich meine Hand geben soll, muß ich auch mein Herz geben können. Bei der seltsamen Lage, worin ich bin, darf ich wohl einmal

etwas thun, das außer der Regel ist. Ich schäze Sie, ich habe Sie immer geschäzt. Meine Vernunft ist auf Ihrer Seite, und ich könnte Ihnen jezt meine Hand geben: so sicher weiß ich, daß mein Herz meiner Vernunft folgen würde. Bleiben sie mein Freund; und wenn meine Hand noch einigen Werth für Sie hat, so kann ich Ihnen versprechen, daß nie ein anderer Mann als Sie diese Hand bekommen soll, und daß ich sie Ihnen nicht geben werde, wenn ich Ihnen nicht auch meine herzliche Liebe geben kann. Ich bin fertig. (Sie stand auf.) Sie lieber Stein, bitte ich nur noch um das Einzige, mich nicht eher wieder zu besuchen, als bis ich es wünsche." Sie verbeugte sich, und gieng dann schnell aus dem Zimmer.

Seitdem habe ich sie nicht gesehen, so oft ich sie auch bat, mir nur eine Viertelstunde zu schenken. Das ist das Ende! Ich bitte Sie, zerstören Sie ja meine lezte Hoffnung nicht: daß sie mich noch immer liebt! O, wer sollte glauben, daß ein Mensch Kraft genug hat, zwei solche Monate zu leben, wie ich sie gelebt habe!

Derselbe an Denselben.

(Nach einem halben Jahre.)

B***.

Gestern ist Joachimens Hochzeit mit Meyern gewesen. Diesen Morgen sagte es mir mein Oheim. Ich lächelte, gieng an mein Büreau, nahm Wechsel auf zehntausend Thaler heraus, und gab sie ihm schweigend. Er drükte mir, ohne eine Sylbe zu sagen, die Hand, und verließ mich.

Die Postpferde stehen vor der Thür. Adressiren Sie Ihre Briefe nach Bern an den Kaufmann Rolle. Ich gehe auf ein Jahr in die Schweiz! und dann? Ich mag meinen Oheim nicht betrüben; sonst wüßte ich wohl, wohin, anstatt nach Bern. Wo Ruhe ist! Adieu.

Derselbe an Denselben.

B***.

Hier bin ich wieder nach drei Jahren eines unstäten, flüchtigen Lebens. Ich habe sie gesehen! ... Das Einzige, was mich tröstet und martert, was meinen Himmel und meine Hölle macht: ich sehe sie glüklich! Sie liebt ihren Mann, wie sie mich geliebt haben würde. Ihre zwei schönen

Kinder — Ich nahm eins auf; aber küssen konnte ich es nicht. Der Himmel hat meine Thorheit unbarmherzig bestraft. Ich eilte nach Hause, und gab meinem Oheim noch einmal eine Summe in Wechseln. Er nahm sie wieder schweigend und seufzend an. Werde ich noch vergessen? Mein Oheim meint es; ich nicht. Sie ist glüklich; und ich fühle, daß sie mit mir nicht so glüklich geworden wäre, wie sie mit ihm ist. Aber liebt er sie so, wie ich sie geliebt haben würde?

Ich komme zu Ihnen, mein Freund. Hätte ich Ihren Rath befolgt, wie glüklich wäre ich! O werde ich je vergessen? Sagen Sie Ja! aus Mitleiden sagen Sie Ja, wenn ich zu Ihnen komme!

II.

Verbrechen aus Leichtsinn.

Der ältere Cashill lebte bei Rosse in Irland auf seinen Gütern, die mit dem väterlichen Titel sein Erbe geworden waren; der jüngere Bruder, George, wohnte in Dublin. Beide Brüder waren von Kindheit an keine Freunde gewesen, und sahen zulezt einander gar nicht. Zwei Reisen nach Indien, und richtig durchdachte Handelsunternehmungen hatten den jüngeren reich gemacht. Er war in seiner Jugend von einem Mädchen, das er zärtlich liebte, und das er auch im Alter noch nicht vergessen konnte, auf eine boshafte Weise betrogen worden, und deshalb unverheirathet geblieben. Auch hatte er fast keinen Freund außer einem alten Matrosen, der ihm einmal das Leben gerettet, und jezt bei ihm wohnte. Von Natur war er sanft; aber widrige Schiksale hatten seine Sanftheit in Ernst verwandelt. Da er nichts langweiliger fand, als die Gesellschaft, so lebte er einsam und zurükgezogen. Seines Reichthums ungeachtet, arbeitete er täglich mehrere Stunden, wie ein Taglöhner, „um,“ sagte er zu seinem

Bruder, der den Kopf darüber schüttelte, — „um Reichthum im Falle der Noth entbehren zu können.“ Er hatte dreimal eine Stelle im Parlamente gehabt und sich mit eisernem Muthe jeder Bedrükung, jeder harten Maßregel widersezt; und dennoch war er nicht von der Oppositions-Parthei zu gewinnen gewesen. „Ich gehöre weder euch,“ sagte er, „noch dem Hofe; sondern meinem Vaterlande.“ Und so war es.

Seinem Bruder, der gern für Dublin zum Mitgliede des Parlaments gewählt seyn wollte, widersezte er sich ganz öffentlich, und brachte es dahin, daß er nicht gewählt wurde. Als der Bruder ihm bittre Vorwürfe darüber machte, faßte George freundlich seine Hand, und sagte: „es hat mir weh gethan: aber es war nicht anders. Gerechtigkeit ist mehr, als Liebe, und der Mensch geht über den Bruder.“

Und was hast du von deiner Gerechtigkeit? fragte der ältere bitter. — „Ruhigen Schlaf (das will viel sagen), und den Beifall meines alten Tom (so hieß sein Freund, der Matrose), des redlichsten Menschen in Großbritannien.“ — Der Minister haßt dich aber. — „Das solltest du dem Minister vorwerfen!“ — Du weißt, wie lang sein Arm ist. — „Er reicht nicht über das Grab hinaus.“ — Aber er kann dein Glük zerstören. — „Nun, ich arbeite ja eben darauf hin, daß er das nicht mehr können soll.“ — Wirst du es dahin bringen? — Ich zweifle;

aber darf es mich kümmern, ob ich es dahin bringe, oder nicht? Mich kümmert meine Pflicht, sonst nichts." — Pflicht! Pflicht! sagte dann der Bruder noch einige Male lächelnd, als ob er dieser Vorstellung spottete; doch im Herzen fühlte er selbst die Majestät dieses Wortes, so selten er auch that, was er als seine Pflicht anerkannte.

So stritten beide Brüder immer, wenn sie beisammen waren, und gewöhnlich giengen sie, der ältere erbittert, der jüngere ruhig schweigend, aus einander. Ein Prozeß, den der ältere mit einem Gutsnachbar führte, und bei dem sein Bruder die Parthei des Gegners nahm, weil dieser Recht hatte, machte den Bruch zwischen beiden Brüdern unheilbar. Sie sahen einander nicht wieder; aber der ältere war von der Redlichkeit seines Bruders so fest überzeugt, daß er ihn auf dem Sterbebette zum Vormunde seines Sohnes ernannte, und ihm unbeschränkte Gewalt über sein Vermögen gab.

Der Sohn fand es äusserst sonderbar, daß sein Vater ihn einem Manne unterwarf, den er selbst, als er noch lebte, so oft für einen finstern Tollkopf, für einen grillenhaften Feind des Vergnügens erklärte. Er hatte von Jugend auf seines Vaters Unwillen gegen den Oheim eingesogen. Jezt, da er von diesem abhängig geworden war, haßte er ihn noch stärker, und sein Haß wurde brennend, als der Oheim ihm

befahl, nicht wieder nach London zu gehen, sondern nach Dublin zu kommen.

Eduard (so hieß der Neffe) war kein übler junger Mensch, nur äusserst leichtsinnig. Er hatte Talente, aber keine Arbeitsamkeit; er war großmüthig, aber ohne Grundsäze; nicht lasterhaft, aber auch kein Feind des Lasters. Von der Unabhängigkeit hatte er hohe Begriffe; noch höhere von seiner eigenen Lebensklugheit. Er fühlte, daß er nicht geneigt war, etwas Uebles zu thun; und so, glaubte er, müsse er Alles thun dürfen, was er wolle. Ich bin, dachte er, so tugendhaft, als es ein Mensch von Ehre zu seyn braucht, der das Vergnügen nicht abgelobt hat und fröhlichen Genuß für den Zwek des Lebens hält.

Er kam unwillig in Dublin an, und wurde von seinem Oheim mit einer gütigen Ruhe empfangen. Die einfache Art, womit der Oheim seine Gedanken ausdrükte, der ruhige Ernst in seinem Gesichte, die Kälte, die Anspruchlosigkeit in seinem ganzen Wesen: das Alles hielt Eduard für Eingeschränktheit des Sinnes. Zwar hatte er sehr hohe Begriffe von der Gerechtigkeit seines Oheims, und von dessen Tugend überhaupt, mit nach Dublin gebracht; doch auch diese verminderten sich, da er den Oheim weder von seinen edeln Handlungen reden hörte, noch jemals eine von ihm entdeken konnte. Pah! sagte der junge Mensch; er hält sich keine Mätresse, und betriegt nicht: das ist alles. Er geht einfach gekleidet,

und gräbt ein Paar Stunden im Garten; das ist am Ende die hohe Tugend, der alle meine Wünsche, alle meine Gefühle aufgeopfert werden. Wohin doch mein Vater gedacht haben mag, daß er diese finsteren Runzeln für Tugend halten konnte.

Bei dem Allen war Eduard Anfangs doch zufriedener mit seinem Oheim, als er seyn zu können gehofft hatte; denn er bekam nur einige Lehren über die Unerfahrenheit, über den Leichtsinn der Jugend, und hatte übrigens Freiheit, zu leben, wie er wollte. Wie natürlich, schwärmte Eduard zuweilen, und das Geld, das sein Oheim ihm bestimmt hatte, reichte nicht hin. Der Alte bezahlte die Schulden; aber bei dieser Gelegenheit berechnete er dem jungen Menschen sehr weitläuftig, wie viel Gutes mit einer solchen Summe gethan werden könnte. Diese Predigten wurden nach und nach ernsthafter, und Eduard fand sie unerträglich. Ich thue nichts Böses, sagte er mit Verdruß zu seinem Oheim.

„Was willst du damit sagen?“ fragte dieser, und heftete die Augen starr auf ihn. „Den Ruhm theilt der Stuhl, auf dem du sizest, mit dir. Ja, du thust Böses; denn du thust das Gute nicht, das dir zu thun vergönnt ist. Du verschwendest Summen, welche ganze Familien glüklich machen könnten; du verschwendest sie, ohne dadurch selbst glüklich zu werden.“

Eduard gerieth in Hize, und sagte endlich: „das Vermögen ist mein.“

„So ganz wohl nicht,“ erwiederte sein Oheim kalt, und gab ihm einen Anhang zu seines Vaters Testament zu lesen, worin er (der Bruder) zum unumschränkten Herrn und Erben des Vermögens gemacht war, eine Summe ausgenommen, von welcher der Sohn schon långst die Hälfte verschwendet hatte.

Der junge Mensch fühlte mit bittrem Unwillen, wie abhängig er von seines Oheims Güte war.

Noch unwilliger würde er geworden seyn, wenn er erfahren hätte, daß er mit der schärfsten Aufmerksamkeit beobachtet wurde. Der Oheim wußte sehr genau, welche Gesellschaften sein Neffe besuchte, wohin er ritt und fuhr, was für Plane er hatte, und welche Mittel er zur Ausführung wählte. Der alte Matrose, ein Paar sehr treue Bedienten, und einige unbekannte Menschen, denen der alte Cashill wohlgethan hatte, verfolgten den Jüngling ohne sein Wissen, wohin er ging. So kannte der Oheim alle seine Thorheiten, ehe sie noch ausgeführt wurden; und es freuete ihn, daß er den jungen Menschen nur auf Thorheiten ertappte.

Eine große Unbesonnenheit brachte endlich die Sache zur Sprache. Der Oheim machte jezt dem Neffen nicht nur über diese Eine Vorstellungen, sondern auch über alle andern, die er begangen hatte. Dabei zeigte er ihm, welche üble Folgen

manches Unternehmen für ihn hätte haben können, verschwieg ihm aber, daß er wirklich diese Folgen abgewendet hatte. Eduard mußte endlich zugeben, daß er leichtsinnig wäre; aber er that das mit Lächeln. „Leichtsinn," sagte der Oheim sehr ernst, „ist eben kein Fehler, den man mit Lachen gestehen kann; denn gerade aus ihm macht ein Zufall, oder eine Leidenschaft, sehr oft ein Verbrechen. Dein Herz ist nicht boshaft, mein Sohn; aber glaube mir, es werden mehr Verbrechen aus Leichtsinn, als aus Bosheit begangen. Du berufst dich auf deine Freigebigkeit, dein Mitleiden, deine Großmuth. Das Alles aber ist nicht Tugend. Wer wäre nicht tugendhaft, wenn einzelne tugendhafte Handlungen zu diesem ehrwürdigen Titel berechtigten! Seine Pflichten erkennen und erfüllen, ist Tugend; nicht, dem ungewissen Antriebe eines bewegten Herzens folgen. Wenn du einer unglüklichen Familie, die ein Zufall vor deine Augen bringt, mit eigener Aufopferung deine Börse giebst, so hast du eine edle Handlung begangen; aber darum bist du noch kein edler Mensch."

Sichern denn kalte Grundsäze gegen alle Vergehungen? fragte Eduard ein wenig spöttisch.

„Nicht immer. Dich aber, mein Sohn, sichert gar nichts. Wenn eine Leidenschaft dich zu einer schlechten Handlung antreibt, so wird dein Leichtsinn dich, wie ein gebundenes Opferthier, hingeben." Eduard lächelte über diese

Prophezeiung; sie wurde aber nur allzu bald erfüllt.

In dem Hause des Oheims lebte ein junges Mädchen, Namens Betty, von der niemand wußte, wer sie war. Nach der Liebe, mit welcher der alte Cashill sie behandelte, hielt man sie für seine Tochter; sie war aber die Tochter einer Jugendfreundin, die er mit der innigsten Zärtlichkeit geliebt, und die ihn betrogen hatte. Cashill entdekte, daß seine Geliebte schwanger war. Sie vertrauete auf die Versprechungen ihres Verführers, eines wilden jungen Menschen, und behandelte den treuen Cashill mit bitterem Spotte. Er verließ sie nun; aber auch von ihrem Verführer wurde sie verlassen. Sie gebar eine Tochter, und sank nun von Elend zu Elend, bis in den Abgrund der Verzweiflung. Endlich schrieb sie an Cashill; und er eilte an den Ort ihres Aufenthaltes, den er bisher durch alle Nachforschungen nicht hatte entdeken können. Er fand sie von Schande, Gram und Mangel entkräftet. Sie starb nicht lange nachher in seinen Armen, und mit dem Troste, daß ihr Kind an dem redlichen Mann einen guten Vater gefunden hatte.

Cashill nahm die Tochter der treulosen Geliebten zu sich, und erzog sie mit der väterlichsten Sorgfalt, doch auf seine Weise. Ihr Verstand war jezt sehr gebildet, aber — sehr natürlich. Sie hatte in der frühen Jugend wenig

gelesen, und fast Alles, was sie wußte, nur aus Unterredungen mit ihrem Pflegevater gelernt. Ihr Herz war einfach und voll Güte, ihr Charakter fest und stark, obgleich dabei sanft und lenksam. Bescheidene Demuth und züchtige Zurükgezogenheit schienen ihrem Erzieher die Krone der weiblichen Bildung; und diese hatte er ihr gegeben. Ihre Kleidung war sehr einfach, und weit unter Cashill's Stande; man hätte das Mädchen nur für die Tochter eines wohlhabenden Handwerkers halten sollen. In allen weiblichen Arbeiten hatte sie außerordentliche Fertigkeit. „Betty,„ sagte Cashill oft; „deine Hände und dein Fleiß sind deine ganze Aussteuer für das Leben." Nach seinen Begriffen von dem, was zur weiblichen Bildung gehöre, hatte er sie, ausser den gewöhnlichen Arbeiten, nur zweierlei lernen lassen: sie sang sehr fertig, und sprach ihre Muttersprache sehr richtig und mit einem sehr angenehmen Organe. Sie war nichts weniger, als schön; doch in ihrem Gesichte lag der unverkennbare Ausdruk von Herzensgüte, Unschuld und ruhiger Heiterkeit.

Der junge Cashill lebte schon ein halbes Jahr mit Betty in Einem Hause, ohne etwas Anderes von ihr bemerkt zu haben, als daß sie fleissig, gehorsam, und kurz von Worten war. Er achtete nicht auf sie, weil nichts an ihr glänzte.

Bei einer kleinen Unpäßlichkeit seines Oheims bemerkte er sie zuerst. Er kam in das Zimmer des Kranken, und fand Betty mit dem Matrosen an seinem Lager. Sie legte, als Eduard herein trat, ein Buch hin, aus dem sie vorgelesen hatte, Pope's Versuch über den Menschen. Er erkundigte sich nach des Oheims Befinden, und sezte sich nieder.

Der Oheim befahl nun dem Mädchen, weiter zu lesen. Betty las; und noch niemals hatte Eduard so schön, so natürlich vorlesen hören. Sie traf mit ihrer Stimme jeden Ausdruk der Gedanken und der Gefühle auf das genaueste. Bald unterbrach der Kranke das Vorlesen mit einer Anmerkung, die sich auf ein vorhergegangenes Gespräch bezog und auf die Betty etwas erwiedern mußte. Sie sagte freilich nur einige Worte; aber der Sinn dieser Worte war rein, schön und treffend.

Der junge Cashill sah sie an, und bemerkte heute zum ersten Male, daß sie ein sehr liebliches Gesicht hatte. Er sagte ihr nachher etwas Artiges über ihr Lesen; und sie antwortete mit Bescheidenheit, aber sehr gut. Als er nun einmal aufmerksamer auf sie geworden war, bemerkte er auch bald, daß sie vortreflich sang, aber erst später, daß sie förmlich Musik gelernt hatte. Dieses Talent erregte bei ihm mehr Achtung für Betty, als ihre Tugenden. Bisher hatte er sie so nachlässig behandelt, als er es bei ihrer Klei-

dung thun zu dürfen glaubte; jezt behandelte er sie mit Achtung, und wurde nun neugierig genug, sich bei dem Oheim nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. „Eine unglükliche Waise!“ das war Alles, was der Oheim sagte.

Betty war jezt dem jungen Eduard interessant geworden, und sogleich bot er ihr seine Börse zu besserer Kleidung an. Als sie sein Anerbieten mit Bescheidenheit ausschlug, drang er in seinen Oheim, das Mädchen doch besser zu halten. Diese Virtuosin in solcher Kleidung! sagte er.

„Sieh da!“ sagte der Oheim.“ Kaum hast du bemerkt, daß Betty ein Talent der grossen Welt hat, so ist dir ihre Kleidung zu schlecht. Daß in ihrem Kopf ein Geist wohnt, und in ihrer Brust ein Herz schlägt, wofür eine Krone noch kein Schmuk seyn würde: das hättest du alle Tage sehen können, sehen müssen, und hast es dennoch nicht gesehen. Ist das Gold, so rein es auch seyn mag, nicht gerade so ausgeprägt, wie Ihr es gewohnt seyd, so geht Ihr kalt dabei vorüber. Daß Betty singen kann, ist eine Armseligkeit; aber daß sie denkt, fühlt, daß sie Charakter hat, das, das . . . Kurz, sie soll und will nicht anders gekleidet seyn.“ Der Oheim sprach nun mit grosser Wärme von den Tugenden des Mädchens; und da er nur selten lobte, so mußte das dem Neffen um so mehr auffallen.

Er suchte nun Gelegenheit, Betty allein zu sprechen, und als er sie gesprochen hatte, gestand

er sich mit Vergnügen, daß in seiner ganzen Bekanntschaft kein so geistvolles und wirklich liebenswürdiges Mädchen sei. Doch ihr Ernst, ihre Bescheidenheit und ihre Ruhe stießen ihn wieder zurük. Er achtete sie, er liebte aber nur die flatterhaften, lachenden weiblichen Geschöpfe seines Umgangs.

Das neue Verhältniß, in welches er mit Betty gerathen war, machte ihn indeß mit ihr bekannter. Er spielte den Flügel; sie sang bisweilen dazu, und selbst der Oheim nahm mit Vergnügen Theil an dieser Unterhaltung. Aus dem Spielen wurden Gespräche, welche Betty, als sie nach einiger Zeit zutraulicher geworden war, mit einem sehr heiteren Wize belebte. Eduards Achtung für sie wurde grösser, und nahm immer mehr die Natur des Wohlwollens an. Ihr Gesicht schien ihm mit jedem Tage angenehmer zu werden. Er wußte nicht, wo er bisher die Augen gehabt hatte; denn er sah auf einmal, daß ihre Figur sehr schön war. Es fehlt dieser Figur nichts, sagte er selbst zu seinem Oheim, als ein Tanzmeister. — Der Oheim lächelte: „Tanzmeister? Ich will dir sagen, was du an der Figur fehlerhaft findest: das Züchtige, das Bescheidene in der Stellung, den sicheren Blik der schamhaften Unschuld, der dich hindert, ihre Hand zu fassen, ihren Arm zu betasten. Das! und dann die züchtige Kleidung!"

Eduard lächelte; sein Oheim hatte sehr rich-

tig gesehen. Er betrug sich gegen Betty bescheidener, weniger zudringlich, achtungsvoller, als gegen andre Frauenzimmer, ob sie gleich sehr wahrscheinlich von geringem Stande, vielleicht die Tochter eines Handwerkers, und so schlecht gekleidet war. Ihm selbst blieb es unbegreiflich, warum er das that, bis sein Oheim ihm das Räthsel lös'te. „Ihr jungen Flüchtlinge," sagte dieser, „liebt alles an einem Mädchen, nur das Einzige nicht, was allein liebenswerth ist: die Tugend; und eben dadurch sagt Ihr sehr deutlich, wie sinnlich Ihr seid. Ich glaube zum Exempel, Du liebtest Betty schon seit einigen Monaten, wenn sie nicht so tugendhaft wäre." Eduard stritt dagegen; als er aber nachdachte, fühlte er, daß es sich wirklich so verhielt, wie sein Oheim sagte.

Der Oheim sah es nicht ungern, daß sein Neffe aufmerksam auf Betty geworden war. Er liebte den Jüngling väterlich, und glaubte ihn nicht glüklicher machen zu können, als durch die Hand dieses tugendhaften Mädchens. Mit grossem Vergnügen bemerkte er auch, obgleich nur an kleinen, leichten Zügen, daß sein Neffe dem Mädchen nicht ganz gleichgültig geblieben war. Indeß that er nichts, um diese aufkeimende Liebe zu befördern, sondern überließ sie den Herzen der beiden jungen Leute und der Natur; im Gegentheil suchte er bei dem Neffen den Gang der Empfindungen für Betty sogar aufzu-

halten. „Man liebt in der Welt," sagte er zu dem alten Tom, „wie man jezt bauet: man eilt, läßt nichts troknen, nichts sich sezen; und die Gebäude fallen ein, wenn sie kaum unter Dach sind. Aber eine Liebe, wie ich hoffe, daß mein Neffe sie für Betty haben soll, die so langsam entsteht, so langsam fortschreitet, ist für die Ewigkeit gemacht. — Gott gebe es!" sezte er hinzu. Gott gebe es! wiederholte der alte Matrose.

Der kluge Oheim hatte recht. Eduard gewann für Betty eine sehr innige Liebe, die in ihrer Natur unüberwindlich seyn mußte, da nicht Schönheit, nicht Sinnlichkeit, sondern Achtung, sie erzeugt hatte, und da sie so langsam gewachsen war. Als aber Eduard bemerkte, daß er Betty liebte, nahm seine Leidenschaft (worauf der Oheim nicht gerechnet hatte) die Natur seines Herzens an: sie wurde sinnlich. Noch hatte er indeß keinen Plan gemacht; er fürchtete den Ernst seines Oheims, und den Abscheu, den dieser vor jeder Verführung eines unschuldigen Mädchens bezeugte.

Der Oheim glaubte, sobald Eduard Betty'n liebe, sei Alles gethan. Nach seiner Denkungsart konnte er nicht darauf fallen, daß die Herkunft oder die Armuth des Mädchens ein Hinderniß der Verbindung seyn könne; und das war sie doch allerdings in den Augen des jungen Men-

schen, bei dem sein Vater schon in der frühen Jugend Stolz auf Rang erweckt hatte.

Um seinen Oheim zu schonen, und selbst aus Achtung für Betty, wagte es Eduard sogar, seine Liebe zu unterdrüken, und schwärmte in dieser Absicht außer dem Hause umher; doch die Reize des Mädchens zogen ihn mit sanfter Gewalt immer wieder zurük. Bei jedem Versuche, Herr seiner Leidenschaft zu werden, fühlte er sie nur mächtiger, und bekam mehr Muth, die Unschuld des Mädchens zu verderben. Er merkte, daß dieses Unternehmen nicht leicht war; aber er rechnete auf des Mädchens kindliche Unschuld, die keinen Betrug ahnete, und auf ihre Liebe zu ihm, die er schon in manchem kleinen Zuge bemerkt hatte.

Diesen Plan bildete er nicht aus; er fand ihn schon in seiner Seele liegen, weil er die Begriffe der großen Welt von der Liebe hatte. Mit jedem Tage drängte er sich näher und vertraulicher an Betty, und schmeichelte ihr, ohne ihr aber je zu sagen, daß er sie liebe. Zwar zeigte sie ihm Zutrauen, und lächelte über seine Schmeicheleien; aber er kam dadurch nicht weiter. Sie wußte jede vertrauliche Stellung auf eine sanfte, artige Weise zu vermeiden; und da er sie emsig aufsuchte, wenn sie allein war, so traf er sie fast nie mehr allein, verlor nach und nach, was er schon bei ihr gewonnen hatte, und sah sie immer ernster werden.

Nun erklärte er ihr seine Liebe, und mit einer so hinreißenden Gewalt, daß sie anfieng zu wanken, und ihre Hand auf die Augen legte, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Anstatt ihm zu antworten, warf sie nur Einen Blik auf ihn, der aber in stille, glühende Liebe getaucht war. Als er in sie drang, fühlte sie sich erschüttert; denn sie liebte ihn schon längst, und der seligste Augenblik ihres Lebens war jezt gekommen. Er hielt sie schon in seinen Armen; sie beugte sich schon, von ihrem Herzen halb überwältigt, an seine Brust. Als er sie aber noch heftiger drängte, seufzte sie: „ach, ich weiß ja nicht, ob Ihr Oheim es billigen wird.“ — Mein Oheim? sagte er, halb vor sich; gewiß nie!

„Nie?“ wiederholte Betty. „Nie?“ und es drang ein Seufzer aus ihrem Herzen. „O, wenn sie das wußten,“ sezte sie mit einem zärtlichen Vorwurfe hinzu, „so war es grausam, mich . . .“ Sie schwieg erröthend, machte sich sanft aus seinen Armen los, und gieng schluchzend in ihr Cabinet.

Betty liebte den jungen Eduard, und wußte noch gar nicht, wie ihr Pflegevater diese Leidenschaft aufnehmen würde. Sie fühlte unter heissen Thränen, daß sie auf immer unglüklich wäre, wenn Eduard die Wahrheit gesagt hätte; aber, troz ihrem widerstrebenden Herzen, siegte dennoch die Pflicht. Nach einer Stunde gieng sie zu dem alten Cashill, und erkünstelte eine

Ruhe in ihrem Gesichte, die sie nicht hatte; denn sie wollte ihrem Wohlthäter, dessen Herz sie kannte, einen kummervollen Augenblik ersparen, und wenn er sie auch zu einem ganzen Leben voll Unglüks verurtheilen müßte. Sie erzählte dem ehrwürdigen Alten, daß sein Neffe sie liebe. — „Hm und du, Betty?" — Sie erzählte, daß er ihr seine Liebe erklärt habe. — „Hm! und du, Betty?" Sie gerieth in Verwirrung, und schwieg. „Und du, Betty, du? Genug von Eduard. Aber du?" — Ich, sagte sie scherzend, ich erzähle Ihnen das, lieber Vater, daß Sie ihre Maßregeln darnach nehmen sollen.

„So?" erwiederte der Alte, und legte seine Hand unter ihr Kinn. „Nun denn! und welche Maßregeln soll ich ergreifen? Was meinst du?" — Es fielen ein Paar Thränen in seine Hand, die sie nicht länger zurükhalten konnte. „Du liebst ihn also! Das sagen doch diese Thränen?" fragte Cashill ernst. — Lieber Vater, antwortete sie, und küßte seine Hand: ich liebe nichts in der Welt so sehr, als Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit mit mir. — „Nun wohl! Aber nächstdem doch auch Herrn Eduard Cashill? . . . Betty, würde ich so fragen, wenn ich es nicht gern sähe, daß du ihn liebst?" (Sie sank vor Freude zitternd an seine Brust.) „Betty, Betty! womit hat dein Vater dieses Mißtrauen verdient?" — Ach, mit nichts, als mit seiner zu großen Liebe

für mich. — Hm! das ist ein Compliment; und ich will Wahrheit."

Betty erzählte ihm nun, daß sein Neffe versichert habe, er werde diese Liebe nie billigen. Das fiel dem Alten auf; denn so verschwiegen er auch gegen Betty gewesen war, damit sie gänzlich ihrem Herzen folgen könnte, so hatte er doch den Neffen in jener Unterredung schon deutlich genug merken lassen, daß er seinem Herzen keine Gewalt anthun werde. „Also der zweifelt! mein Neffe also!" sagte er in Absäzen, vor sich hin sehend. „Das ist etwas Andres! Nun, du liebst ihn doch, Betty? Ich meine, über Alles, mehr als mich, mehr als dich selbst!" Mit erleichternden Thränen gestand sie ihre heisse Liebe zu Eduard. Der Alte war unruhig. „Also er zweifelt an meiner Einwilligung?" wiederholte er noch einige Male. „Höre, Betty," sagte er dann lebhaft: „liebst du ihn, so arbeite auch für ihn. Es ist nicht Alles, wie es seyn soll. Verschweig ihm, daß du mit mir über ihn gesprochen hast. Dringt er in dich, so gesteh' ihm deine Liebe. Was soll die Zurükhaltung auch! Und Herr über dein Benehmen bleibst du ja noch immer. Sag' ihm indeß, daß er sich an mich wenden soll, und nimm dich vor jeder vertraulichen Lage mit ihm in Acht!" Er rieb sich bei diesen Worten die krause Stirn mit der Hand glatt.

Wie, mein Vater? sagte sie unruhig: glau-

ben Sie etwa . . . — „Ich glaube, gutes Kind, daß er dich wahrhaft zärtlich liebt; aber — die Welt hat ihn verdorben. Du sollst glüklich werden, und er gut, wenn du mir unbedingt gehorchen willst." — Betty versprach das, und hielt Wort.

Eduard wiederholte, sobald er Betty einmal allein sah, die vorige Szene, und sie gestand ihm in einer holden Verwirrung ihre Liebe. So handelte sie nach dem Plane des Oheims, an den sie aber in dieser seligen Minute auch nicht mit Einem Gedanken dachte. Sie lag an Eduards Brust mit dem bangen Zittern, den frohen Thränen, der süßen Unruhe der ersten Liebe. Selbst Eduard hatte seinen Plan vergessen. Nie, meine Betty, sagte er in dem Gefühle seines Glükes: — nie sollen Zeit und Verhältnisse unsere Herzen trennen! Wäre jezt der Oheim in das Zimmer gekommen, Eduard würde ohne Bedenken um Betty's Hand gebeten haben. Diese Stunde der Menschlichkeit gieng indeß vorüber, und Eduard sah aufs neue, mit welchen hohnlachenden Bliken sein Cirkel das Mädchen ohne Namen, ohne Vermögen, als seine Gattin empfangen würde. Er beschloß, sie weder zu verführen, noch sie zu heirathen; dieser Entschluß war aber eigentlich ein Schwanken, und schon der gewisse Anfang des Verbrechens.

Eduard suchte Betty wieder auf, und wollte sich Vertraulichkeiten erlauben, bei denen er

vielleicht weniger Widerstand gefunden haben würde, wenn sie sich nicht an die Warnung ihres Pflegevaters erinnert hätte. Sie liebte ihn, und sagte ihm das mit Thränen, mit einer so großen Bewegung ihres Herzens, daß er nicht daran zweifeln konnte; aber sie entzog sich allen seinen Liebkosungen mit einer Standhaftigkeit, die er, so unangenehm sie ihm auch war, bewundern mußte. Hier fand er zum ersten Male ein Mädchen, dessen Sinne sich nicht aufreizen ließen. Wie beinahe jeder in der großen Welt erzogene junge Mann, glaubte er nicht an weibliche Tugend; und so zweifelte er nach Betty's Geständnisse nicht im mindesten an seinem nahen Siege; allein er sah sich immer auf demselben Punkte, und hatte auch nicht einmal Hoffnung, je weiter zu kommen. Er machte tausend Versuche, Betty's Sinnlichkeit ganz leise in Bewegung zu bringen; doch sie mißlangen, nicht nach des Oheims Plane, sondern durch Betty's Unschuld.

Von dieser Seite war Betty unangreiflich; er zeigte ihr daher die Aussicht auf eine gesezliche Verbindung mit ihm, warnte sie aber dabei, das seinen Oheim auf keine Weise wissen zu lassen. Betty fand das unrecht; Eduard hatte aber tausend Gründe für sein Verlangen. Nun sprach er auch von einer heimlichen Trauung. Betty schlug das aus; als er aber nach einigen Tagen aufs neue deshalb in sie drang, gab sie

ihre Einwilligung, weil der Oheim ihr rieth, es zu thun.

Eduard hatte eine Fabel erfunden, die es wahrscheinlich machte, daß sein Oheim ihre Verbindung mit ihm nicht zugeben könnte; und, wie er vorgab, drang er eben deshalb in Betty, daß sie sich heimlich sollte mit ihm trauen lassen. Er sagte ihr unter den zärtlichsten Liebkosungen, wie ungeduldig er den glüklichen Tag erwarte, der sie gänzlich zu der Seinigen machen werde. Sie würde seine Fabel nun gewiß geglaubt haben, wenn nicht der Oheim so feierlich das Gegentheil versichert hätte. Aber sagen Sie mir, fragte Betty unruhig, was will er denn mit diesen seltsamen Fabeln?

„Was er will, liebes Kind? Dich verführen." — Betty wurde bleich. Verführen? sagte sie, und legte die Hand mit Schmerz auf ihre Brust. Nein; das ist nicht möglich! Cashill sezte ihr seines Neffen Plan aus einander, den er ganz richtig errathen hatte. Betty äusserte nun den stärksten Abscheu vor einem solchen Betruge, den ganzen jungfräulichen Stolz ihres unschuldigen, getäuschten Herzens, aber zugleich auch die Leiden der hoffnungslosen Liebe. In dem stärkeren Gefühle der gekränkten Tugend wollte sie die Sache gänzlich beendigen; ihr Pflegevater aber, der das vermuthete, hielt sie davon ab. „Er liebt dich gewiß," versicherte er sehr feierlich. „Eine verkehrte Erziehung, die

Grundsäze der grossen Welt (du kennst ihre Gewalt nicht), ein falscher Stolz, viel Leichtsinn, und sein Zweifeln an weiblicher Tugend verleiten ihn zu diesen Schritten; aber seine Liebe zu dir, Betty, und die natürliche Güte seines Herzens werden endlich überwinden. Liebtest du ihn nicht, könnte ich nicht mit Sicherheit hoffen, daß du sein Herz veredeln wirst, so . . . Betty, seine Liebe wird siegen, und du wirst ihn zu einem edeln Manne machen!"

Es kostete dem Oheim nicht wenig Mühe, die beleidigte Betty zu versöhnen, und das Versprechen von ihr zu erhalten, daß sie sich nichts merken lassen wollte. Sie willigte nur mit einem gebrochenen Herzen ein, ihre Rolle noch fort zu spielen. Der Alte wollte seinem Neffen zeigen, daß es weibliche Tugend gebe, und eben dadurch ihn selbst zur Tugend zurükführen; aber er dachte nicht daran, daß sein ganzer Plan an einem kleinen Zufalle scheitern konnte. Er war von Betty's Tugend überzeugt, und seiner selbst gewiß; doch die Gedanken und Absichten seines Neffen kannte er zu wenig.

Betty hatte ihm zwar versprochen, sich nicht zu verrathen; allein jezt fehlte ihr der Geist ihrer Rolle. Sie war kalt, zurükgezogen gegen Eduard, bebte bei der kleinsten Liebkosung, die er sich erlaubte, und drang zuweilen sehr ängstlich in ihn, daß er die geheime Trauung beschleunigen möchte. Das Alles hätte auch einem

schlechteren Beobachter, als Eduard war, auffallen müssen. Er sann über die Ursache dieses Betragens nach, sezte Worte, Blike zusammen, gab genau Acht, und bemerkte zwischen Betty und seinem Oheim eine Vertraulichkeit, die ihn befremdete und argwöhnisch machte. Betty gieng zu dem Alten, wenn er niemanden, auch nicht einmal seinen alten Tom, bei sich hatte, und dann wurde sogar die Thür verschlossen. Eduard ertappte seinen Oheim auf zärtlichen Blikken, die er Betty zuwarf und bei denen sie oft die Augen unruhig niederschlug. Nun fiel er auf den Gedanken, daß sein Oheim Betty liebe. Er empfand Eifersucht; und in dieser täuschenden Leidenschaft hörte er Worte, sah er Blike, merkte er Verabredungen, die freilich nur in seiner Phantasie existirten. Jezt glaubte er, sich Betty's räthselhaftes Betragen — ihr Dringen auf eine geheime Trauung bei ihrer so kalten Vorsicht gegen ihn — erklären zu können. Er zweifelte nicht an ihrer Liebe zu ihm: die sprach zu deutlich aus ihren Bliken, so oft er sie durch seine Leidenschaft hinriß; aber er zweifelte an ihrer Tugend. Seine Liebe zu Betty verwandelte sich nun gänzlich in Sinnlichkeit, und seine Empfindung gegen den Oheim wurde Verachtung.

Zwar hatte er zuweilen starke Zweifel an der Richtigkeit seiner Vermuthungen; er hielt aber diese mit Gewalt fest, weil dadurch sein Plan,

Betty's Verführung, gewissermassen gerechtfertigt wurde. Jezt machte er dreistere Versuche auf Betty's Unschuld; sie vereitelte aber jeden mit einer Kälte, die zu fein war, als daß er sie hätte für natürlich halten können. Eines Abends gieng er noch spät zu ihr auf ihr Zimmer, sagte ihr, der glüklichste Tag seines Lebens sei schon ganz nahe, umfaßte sie innig, und drükte glühende Küsse auf ihre Lippen. Sie bat ihn vergebens, weg zu gehen. Er machte ihr endlich Vorwürfe, und wurde so laut, daß sein Oheim es hörte, und auf einmal in die Thür trat.

Man war von allen Seiten verlegen. Eduard gieng erbittert, und Betty brach in heisse Thränen aus, weil sie nun nicht länger zweifeln konnte, daß er sie verführen wollte. Der Oheim schüttelte schweigend den Kopf. „Jezt," sagte er endlich, „ist noch Ein Mittel übrig. Du sollst weg von hier, Betty. Wir wollen sehen, wie er deine Abwesenheit ertragen wird." Betty, deren Ehrgefühl so tief gekränkt war, nahm den Vorschlag mit Freuden an. Sie pakte noch in dieser Nacht ihre Sachen ein, und schon vor dem Anbruche des Tages reiste sie, in Begleitung des alten Tom, nach Ardagh, wo Cashill einen Freund hatte, dem er sie anvertrauen konnte.

Als Eduard am folgenden Morgen Betty's Abreise erfuhr, war ihm nichts gewisser, als

daß sein Oheim sie ihm aus Eifersucht entzogen habe. Nun kannte er in seinem Hasse gegen den Oheim gar keine Gränzen, doch ohne sich etwas davon merken zu lassen. Er gab sich alle nur ersinnliche Mühe, Betty's Aufenthalt auszuforschen; aber vergebens: der Kutscher, der sie gefahren hatte, war stumm, wie das Grab. Der Oheim bemerkte die Unruhe des Neffen wohl; er schwieg aber, um dessen Liebe zu Betty noch sehnender werden zu lassen.

Als der Neffe alle Hoffnung aufgeben mußte, Nachricht von Betty zu erhalten, fühlte er auf einmal mit der größten Erbitterung seine Abhängigkeit von dem alten heuchlerischen Wollüstling. Er stürzte sich wieder in den Schwarm seiner ehemaligen lasterhaften Freunde, die ihn willkommen hießen, und ihn durch Spöttereien über seine Abhängigkeit noch mehr erbitterten. Man ersann allerlei Mittel, wie man dem reichen Cashill den Besitz seines väterlichen Vermögens verschaffen könnte; doch nicht ein einziges wollte gelingen.

Es war gerade zu der Zeit, als in Irland der bürgerliche Aufruhr zu gähren anfieng. Der alte Cashill, welcher die harten Maßregeln zwekwidrig fand, unterhielt eine genaue Verbindung mit einigen patriotischen Männern in der Hauptstadt. Das Ministerium war ihm schon lange abgeneigt, und ließ ihn beobachten; ja, man hatte sogar schon Versuche gemacht, ihn in An-

klagen zu verwikeln. Cashill sah die Gefahr, die ihm drohete, und schikte heimlich einen großen Theil seines Vermögens nach Hamburg, um sein Vaterland im Nothfalle wenigstens verlassen zu können, wenn er es nicht retten sollte. Der Aufruhr nahm zu: sehr viele Familien wurden durch Ankläger in Unruhe gesezt; im ganzen Lande herrschte allgemeines Mißtrauen, und reizte zu gesezwidrigen Verbindungen. Ganze Gegenden von Irland wurden für aufrührerisch erklärt, und die militärische Macht, die nun einen grossen Theil der Insel bedekte, entflammte die Gluth des Aufruhrs noch stärker. Hm! sagte einer von Eduard's Freunden; wäre ich wie du, Cashill, ich wollte den Heuchler bald bestrafen. Eine Erklärung bei dem Staats-Sekretär, daß dein Vormund aufrührerische Verbindungen unterhalte; dann bist du Herr deines Vermögens und deiner selbst.

Eduard erstarrte bei diesem Vorschlage, und äußerte seinen Abscheu dagegen. Du Thor! sagte sein Freund; der alte Heuchler stiehlt dir deine Geliebte, entzieht dir auf die ungerechteste Weise dein Vermögen, hält dich wie ein Kind in Furcht; und du stehst noch an, dich frei zu machen? Er würde dich ohne Bedenken nach Indien einschiffen lassen, wenn die schöne Betty der Preis wäre. Dieser Spott entflammte Eduards Zorn und Liebe, oder Sinnlichkeit, noch stärker.

Das war der erste Anstoß zu dem Verbrechen. Der Schwarm von Bösewichtern, die sich seine Freunde nannten und denen sein Vermögen so willkommen gewesen wäre, machten nun den Plan, ihn zur Ausführung zu bereden. Sie verleiteten ihn zu Verschwendungen, stürzten ihn so in Schulden, und stifteten seine Gläubiger an, sich mit ihren Forderungen an den Oheim zu wenden. — Dieser wollte sie nicht bezahlen; und nun gab es zwischen ihm und dem Neffen harte Scenen, wodurch der Haß des leztern immer grösser wurde. Nach einem solchen Auftritte kam Eduard noch in vollem Zorn in den Cirkel seiner Freunde. Sie reizten ihn von allen Seiten, und machten seinen Zorn zu Wuth. Trunken von Wein, und glühend von Eifersucht, beschloß er, das Verbrechen zu begehen. Man ließ ihn nicht zu Besinnung kommen, sondern führte ihn sogleich zu dem Staats-Sekretär, wo er nun mit Zittern (seine Farbe war die Blässe des Schrekens über sich selbst) aussagte, daß sein Oheim, George Cashill, aufrührerische Verbindungen unterhalte.

Er kehrte bebend aus dem Hause zurük in den Kreis der Bösewichter, die ihn erwarteten, und gieng schweigend neben ihnen her. Sie suchten ihn durch Lobeserhebungen seines Muthes zu betäuben. Er trank diesen Abend sehr viel, konnte aber die schmerzende Flamme der Hölle in seiner Brust nicht löschen. Spät, um Mitternacht, gieng er nach seines Oheims Hause, und

wurde durch den Anblik desselben erschüttert. Er umfaßte in quälender Angst die Säule an der Thür, und hatte nicht den Muth zu klopfen.

Auf einmal öffnete sich die Thür. Der alte Matrose trat, mit einem grossen Pak beladen, heraus, bemerkte den Jüngling, und sagte mit ängstlicher Eil: helfen Sie mir! Ihr unglüklicher Oheim! Gott verdamme den Schurken! der daran Schuld ist! Zitternd fragte Eduard leise, und mit den Qualen der Hölle im Herzen: was ist denn? Sage mir, was ist denn?

Ihren Oheim, antwortete der Matrose schluchzend, meinen guten, edlen Herrn, hat man diesen Abend auf der Straße zum Matrosen gepreßt *)! Mit diesen Worten stürzte er die Straße hinunter. Eduard folgte ihm, gänzlich betäubt durch diese Worte, mit wankenden Schritten in das Wachthaus, wo sein Oheim unter dem Auswurfe des Pöbels, rohen Menschen ohne Empfindung, schweigend da saß und die Hand an die Stirn hielt. Tom warf sich ihm zu Füssen. Der Alte sah auf, drükte seinen Freund an das Herz, und benezte ihn mit Thränen. Aengstlich zitternd näherte sich auch Eduard.

---

*) Manche strenge Vormünder, Oheime und Aufseher, sagten die öffentlichen Nachrichten im Jahre 1796, sind auf diese Weise in Irland zu Matrosen gepreßt worden, und ihre ausschweifenden Mündel und Erben so in den Besiz ihres Vermögens gekommen.

Sein Oheim sah ihn mit einem kalten, durchbohrenden Blik an, und sagte furchtbar, obgleich mit bebender Stimme: „elender Bösewicht!" Eduard stürzte zu seinen Füssen nieder, umfaßte schreiend seine Kniee, und nannte sich selbst einen Teufel. Rettung! rief er dann plözlich mit gräßlicher Stimme, sprang auf, und lief nach des Staats-Sekretärs Wohnung. Gegen Morgen wurde er endlich vorgelassen. Er warf sich dem Staats-Sekretär zu Füßen, gestand ihm seine Abscheulichkeit, und beschwor ihn, seinen unschuldigen Oheim wieder in Freiheit zu sezen.

Der Staats-Sekretär sagte ihm: er möchte sich nur einige Stunden beruhigen; die Sache sollte untersucht werden. Eduard eilte, seinem Oheim diese Hoffnung zu bringen; aber — die Gepreßten waren schon seit zwei Stunden weggeführt. Als er in die Bay von Dublin kam, wurden sie so eben eingeschifft. Der Oheim trat in das Boot, als Eduard den Strand erreichte. Dieser schrie fürchterlich: halt! warf sich am Strande auf die Kniee, und wollte dann in das Boot zu seinem Oheim; man stieß ihn aber zurük, und ruderte an das Schiff.

Die Segel wurden aufgespannt, und waren bei einem sehr günstigen Winde bald verschwunden. Eduard, der mit seinem Verbrechen auf dem Strande fürchterlich allein blieb, würde in den Wellen das Ende seiner Qual gesucht haben, wenn ihn nicht die Hoffnung, seinen Oheim zu

befreien, davon abgehalten hätte. Er schwankte endlich, mit Verzweiflung in dem gequälten Herzen und dem wilden Auge, nach Dublin zurük.

Das Schiff segelte, wie er wußte, nach der Insel Anglesei. Er entschloß sich nun, ehemalige Freunde seines Oheims zur Hülfe aufzufordern; aber eine neue Unbesonnenheit war Schuld daran, daß er es erst nach mehreren Tagen thun konnte. Einer seiner Freunde und Rathgeber besuchte ihn. So wie er den Verführer nur sah, stürzte er auf ihn zu, drang ihm einen Degen auf, und fiel ihn unter den bittersten Schmähungen wüthend an. Sein Zorn machte ihn blind, so daß sein Gegner ihm leicht den Degen durch die Schulter stoßen konnte. Der Blutverlust, die heftige Leidenschaft und ein Wundfieber nahmen ihm mehrere Tage das Bewußtsein. Als er sich endlich wieder besinnen konnte, ließ er seines Oheims ehemalige Freunde einladen, drang in sie, sich für den unschuldig Verfolgten zu verwenden, und bot ihnen sein ganzes Vermögen dazu an. Man schrieb nach Anglesei; aber das Schiff war, als der Brief dahin kam, schon nach Bristol abgesegelt. Man schrieb auch dorthin; und nun kam die Nachricht, daß Cashill nicht mehr lebe. „Bei Anglesei," schrieb der Capitain, „entfloh der alte Cashill mit einem Matrosen, der ihm folgte, auf einem Fischerkahne. Ein Boot sezte ihnen nach. In der Brandung am festen Lande bei Bangor schlug der Kahn um, und

Beide, Cashill und der alte Matrose, ertranken. Diese Nachricht ist zuverlässig; meine Leute haben die auf den Klippen zerschmetterten Leichname an's Land gebracht, und sich da noch ihres Geldes bemächtigt."

Der unglükliche Eduard überließ sich von jezt an einer finstern, verzehrenden Schwermuth; er kam nicht mehr unter Menschen, und vergieng unter der drükenden Last seiner Reue. Selbst Betty war jezt von ihm vergessen; er hatte nur Gedächtniß für das Unglük seines Oheims, und Gefühl für die Qualen seines Gewissens. So brachte er sechs Monate in der tiefsten Trauer zu, ohne an dem Leben noch Reiz zu finden. Er hielt alles heilig, was seinem Oheim gehörte, und las nur Bücher, welche dieser geliebt und deshalb hin und wieder auf dem Rande beschrieben hatte. Unter andern fand er in einem Buche bei der Bemerkung, „daß oft der Anblik einer sehr edeln That das Herz eines Leichtsinnigen für die Tugend einnehmen könne," von seines Onkels Hand den Zusaz: „oder ein grosses Verbrechen, das der Leichtsinnige selbst begeht, erschüttert sein Herz für die Tugend; nur ist diese Erschütterung noch nicht Tugend selbst."

Diese Bemerkung zwang ihn zu neuer Traurigkeit, welche indeß für ihn tröstend war; sie zeigte ihm ein Mittel, selbst Verzeihung von seinem Oheim zu erlangen: — die Tugend. Endlich, als er die Papiere seines Oheims durch-

suchte, fand er auch ein Buch, worinn dessen gelungene Wohlthaten eingetragen waren. Kaum hatte er einige Seiten gelesen, so blieb er, wie betäubt, vor dem Buche stehen. Er sah mit Zittern, welch einen edeln Mann er der Gesellschaft, welch ein wohlthätiges Herz er den Unglüklichen in Dublin geraubt hatte. Je weiter er las, desto schwerer fielen diese Vorstellungen auf seine Seele, und desto grösser wurde die Achtung für seines Oheims Tugend. Er konnte sich nicht losreissen von diesem Buche, dem unverwerflichsten Zeugnisse für seines Oheims Tugend, und für seine eigene Abscheulichkeit. Als er weiter las, sah er auch seinen Namen, und fand mit glühender Scham, mit ängstlichem Herzklopfen, daß mancher Unglükliche, den er durch seinen Leichtsinn an den Rand des Verderbens geführt, durch seinen Oheim gerettet war, und daß der edle Mann grosse Summen aufgewendet hatte, um ihn von Verbrechen abzuhalten. Dabei stand auch eine höchst rührende Anrede an ihn, worinn der Oheim ihm dieses Buch nach seinem Tode vermachte, und ihn bat, es fortzusezen.

Eduard weinte schmerzliche Thränen auf diese Stelle. Er knieete vor dem Buche nieder, und konnte nur sagen: diesen Mann habe ich ermordet! Und er liebte mich so zärtlich, mich seinen Mörder!

So wurde sein Herz immer stärker für die Tugend erschüttert, und nun allmählich auch

ruhiger. Endlich fand er vier Briefe, die Betty aus Ardagh an seinen Oheim geschrieben hatte.

„Nein," sagte sie in dem einen Briefe, „vertheidigen Sie ihn nicht. Er hat mich nie geliebt; wie hätte er sonst je wünschen können, mich zu den verächtlichen Geschöpfen herab zu würdigen, die ihre Unschuld verloren haben! Wie konnte er, wenn er mich liebte, nur daran denken, mich zu verführen! Ich bitte Sie, mein theurer Vater, vertheidigen Sie ihn nicht mehr, entschuldigen Sie ihn nicht länger! Wenn Sie wüßten, wie oft mein eigenes Herz diesen — Menschen, den es noch immer gern lieben möchte, vertheidigt; wenn Sie wüßten, daß er die Freude meines ganzen Lebens zerstört hat, da er mich zwingt, den zu verachten, den ich so innig liebte: o, Sie würden Ihrer armen Betty schonen!"

In diesen Briefen fand er auch die offenbarsten Beweise von Betty's flekenloser Tugend, so wie von seines Oheims Güte gegen ihn; und jeder neue Beweis von Beider Unschuld war ein neuer Stachel in seiner Seele.

Er wußte nun, wo Betty lebte; und ach! er liebte sie noch immer unaussprechlich, liebte sie jezt mit einem veredelten Herzen. Trauernd legte er ihre vier Briefe in das Buch seines Oheims, und sagte langsam: ihr Beide seid todt für mich, und ich bin unglüklich! Er drükte das Buch und die Briefe an sein Herz und ver-

schloß sie dann sorgsam, wie Heiligthümer. Jezt hielt er sich selbst für unwerth, das reine Herz des Mädchens zu besizen; und ihr Verlust war die Strafe, die er sich auflegte.

Mit dem Gedanken an Betty und Ardagh stand er auf, und mit ihm legte er sich nieder. So wie sein Herz sich wieder aufrichtete, erhielt auch seine Liebe neue Stärke. Er schikte Betty'n eine grosse Summe, nnd schrieb ihr dabei mit zitternder Hand, übrigens ganz troken und kalt: sein Oheim habe ihr dieses Geld bestimmt. Die umgehende Post brachte ihm die Summe zurük, und Betty schrieb ihm dabei: „Ich habe meinen Pflegevater, den edelsten der Menschen, zu sehr geliebt, als daß ich je von Herrn Eduard Cashill etwas annehmen könnte, daß er sein nennt.

Betty."

Lange hielt Eduard das Papier vor die Augen; es war, als ob ihm diese Worte unerwartet kämen, und als ob jemand gegenwärtig wäre, dem er seine Bewegung verbergen müßte. Er stekte beschämt den Zettel ein und konnte jezt zu keinem Entschlusse kommen. Ohne etwas zu thun, ohne Leidenschaft, ja ohne Wünsche könnte man sagen, gieng er einige Wochen umher, bis mit dem erwachenden Selbstgefühl auch wieder leise Hoffnungen, und mit den Hoffnungen die Liebe zu Betty in seiner Seele erwachte. Er reisete nach Ardagh, fragte im Hause nach Betty, und man wies ihn zu ihrem

Zimmer. Als sie ihn erblikte, wurde sie bleich, bebte und konnte ihre Thränen nicht zurükhalten. Eduard blieb mit niedergeschlagenen Augen, und schweigend an der Thür. Endlich stammelte er: noch Einmal wollte ich Sie sehen! — Es entstand eine lange Pause. In Betty's Herzen kämpften Zorn und Mitleiden, Liebe und Haß, ohne daß eine dieser Empfindungen siegte. Als sie sich gefaßt hatte, fieng sie an: mein Herr . . . Zugleich erhob sie den ernsten, richtenden Blik; aber er fiel auf Eduard's bleiches Gesicht, auf seine rollenden Thränen. Betty, sagte er bittend, und das Auge nur scheu erhebend: keinen Fluch! Ich bedarf Ihres Segens. Mit diesen Worten, die er laut schluchzend hervor stieß, sank er ihr zu Füssen. Betty beugte das Gesicht auf einen Stuhl, um ihre Thränen zu verbergen; und in einer langen Stille blieben sie Beide, wie Bildsäulen, ohne Bewegung.

O, was hatte Ihnen Ihr edler Oheim gethan! sagte Betty, sanfter, als sie selbst wollte, in tröstenden Tönen.

Er antwortete nicht. Endlich stand er langsam auf, und sagte mit dumpfer, furchtbar angestrengter Stimme: ich bin sehr unglüklich! . . . Ach! sehr, sehr! unbeschreiblich! sezte er vor sich selbst hinzu, und rang die Hände. Sie hob das Gesicht gegen ihn auf, und er sah, daß sie weinte. Ich möchte nur, hob er wieder an, daß Sie mir Lebewohl sagten. — Leben Sie wohl!

stieß Betty ängstlich heraus, und hob ihre Hand, ohne es zu wissen. Er ergriff die Hand, küßte sie aber nicht, weinte eine Thräne darauf, ließ sie dann sanft wieder los, und gieng schweigend und langsam aus dem Zimmer.

Eduard hatte ganz vergessen, weshalb er gekommen war: Betty'n die Summe Geldes aufzudringen. Er schrieb im Wirthshause an sie, und bat sehr flehend, ohne ihr eine Sylbe von Liebe zu sagen, sie möchte das Beiliegende annehmen. Betty schikte die Banknoten zurük, und schrieb ihm dabei: sie werde in einigen Tagen nach Deutschland zu einem nahen Anverwandten abreisen, und bedürfe eben deshalb keiner Hülfe, weder jezt, noch in der Folge; denn ihr Verwandter sei reich, und mache sie zu seiner Erbin. Sie wiederholte ihr Lebewohl noch einmal, und dankte ihm für sein Anerbieten. Der Brief war gütig, und erwähnte des Oheims nicht mit einem Worte.

Als Betty abreis'te, hielt Eduard auf der ersten Post-Station. Sie bedekte, so wie sie ihn sah, das Gesicht mit ihrem Taschentuche, und winkte ihm zu gehen. Er gehorchte ihr, und eilte mit schwerem Herzen den Weg nach Dublin. Sie sah ihm nach, und seufzte, daß sie ihn auf immer verloren hatte.

Einige Monate nachher hörte Eduard zufällig von einem Bekannten seines Oheims, daß Betty auf einem Landhause bei Hamburg lebe,

nnd daß ihr Verwandter Guilfort heisse. Diese Nachricht erregte bei ihm auf's neue den Wunsch, sie wiederzusehen. Er reiste nach Hamburg, erfuhr ganz leicht, wo Guilfort wohnte, und gieng nun von weitem um das Landhaus her, weil er Betty einmal zu sehen hoffte. Er wußte selbst nicht recht, was er wollte. Betty's Mitleiden bei der lezten Unterredung mit ihm, und ihre Briefe an seinen Oheim hatten noch immer einen Keim von Hoffnung in seiner Seele lebendig erhalten; doch das Andenken an sein Verbrechen schrekte ihn.

Er sah Betty mehrere Male mit ihrem Verwandten im Garten. Eines Abends, als sie allein darin umher gieng, wagte er es endlich, sich ihr zu nähern, freilich nur mit Zittern. Ihre Miene war gütig; sie erschrak nicht einmal, als sie ihn erblikte. „Sie hier, Herr Cashill?" fragte sie. — O Betty, kann ich irgendwo leben, wo Sie nicht sind? — Sie erröthete. Als er das sah, bekam er Muth, ergriff ihre Hand, entdekte ihr wieder seine ehrfurchtsvolle Liebe, und gestand freiwillig das Verbrechen an seinem Oheim, ja selbst den Betrug, den er an ihr hatte begehen wollen. Sie hörte ihn gütig an, als er ihr mit allen Zeichen von aufrichtiger Reue erzählte, wie Eifersucht und schändliche Verführer ihn in dem unglüklichsten Augenblike seines Lebens zu dem abscheulichen Verbrechen hingerissen hätten.

Betty war gerührt.

Darf ich, fragte er zärtlich, in diesen Thränen Hoffnung sehen? — Eduard, antwortete sie; ich kann Ihnen mein Herz nicht verbergen. Ja, ich liebe Sie noch immer; ich liebte Sie sogar, als ich Sie verabscheuen mußte. Aber jezt . . . mein Vater ist Herr meiner Hand. — „Und wo ist Ihr Vater, gütige, theuerste Betty?“ — Kommen Sie morgen Vormittags zu uns, erwiederte sie lächelnd. Sie sah ihn verlegen an, und schien noch etwas auf dem Herzen zu haben; aber sie verbeugte sich, und gieng.

Am folgenden Morgen traf Eduard die geliebte Betty wieder im Garten, In grosser sichtbarer Bewegung führte sie ihn auf das Haus zu, und fieng schon im Gehen an sehr heftig zu weinen. Eduard wurde bestürzt. „Betty,“ fragte er; „was ist Ihnen? Wohin wollen Sie mich führen?“ — Sie antwortete nicht, öffnete zitternd eine Thür, und — Eduard stand vor seinem Oheim. Er blieb wie eine Bildsäule des Schreken mit starren Augen stehen, und Betty warf sich laut weinend dem Oheim zu Füßen.

Der alte Cashill war in grosser Bewegung. Er beugte sich zu Betty nieder, und streichelte ihre Wangen. Auf einmal trat er näher zu Eduard, betrachtete ihn einen Augenblik, umfaßte ihn dann mit Heftigkeit, und drükte ihn an seine Brust. Eduard war bleich und ohne Bewegung, die er auch an seines Oheims Brust

nicht wieder erhielt. Er heftete seine Augen an den Boden, legte die kalte Stirn in die zitternde Hand, und blieb lange so stehen. Der Oheim hielt in tiefer Rührung Betty umfaßt. Still knieete Eduard nun vor ihm nieder, küßte seine Hand, sprang dann auf, warf einen Blik der Verzweiflung auf Betty, und wollte das Zimmer verlassen.

Betty eilte ihm nach, faßte seinen Arm, und rief: er hat Ihnen vergeben! Eduard schwieg erst, und schüttelte den Kopf; dann rief er laut und schmerzlich: nie! nie! Ich war ein Ungeheuer! Er riß sich von Betty los, und warf sich aufs neue seinem Oheim zu Füssen. „Mein Sohn!" sagte der Oheim zärtlich. Mein Eduard! sagte Betty liebkosend. Es kostete Zeit und die zärtlichste Schonung, ehe er glaubte, daß sein Oheim versöhnt sei und ihm Betty geben wolle. Sein Entzüken darüber blieb noch Tage lang unsicher und schmerzlich.

Betty erzählte ihm, wie sein Oheim gerettet worden war. Das Boot holte ihn und den alten Matrosen bei Bangor ein. In der Brandung stürzte sich Tom aus dem Kahne in's Meer, und Cashill sprang ihm nach. Durch die angestrengtesten Bemühungen erreichten sie glüklich das Ufer. Nun fingen sie an, mit den fünf Matrosen im Boote, die sich dem Ufer näherten, zu unterhandeln. Man bot jedem von ihnen zehn Pfund, wenn sie sagen wollten: Georg Cashill

und Tom wären in der Brandung ertrunken. Das thaten sie; und so verbreitete sich die Nachricht von Cashills Tode. Beide Freunde irrten nun umher, bis sie ein Schiff fanden, das nach Deutschland segeln wollte. Sie kamen glüklich in Hamburg an, und Cashill gieng sogleich zu seinem Freunde Guilfort.

Als man dem Oheim in Dublin Eduards Anzeige von seinen aufrührerischen Verbindungen vorlegte, ergrimmte er, und hielt seinen Neffen für einen vollendeten Bösewicht. Sein Urtheil wurde schon milder, als Eduard zu ihm in das Gefängniß kam; und er verzieh dem Unglüklichen, als er ihn an der Bay von Dublin auf den Knieen liegen sah. Von Hamburg aus ließ er sich nach Eduards Benehmen genau erkundigen. Durch einen alten Bedienten, der in Dublin geblieben war, und dem man sich anvertrauen konnte, erhielt er sehr bestimmte Nachrichten von allen Handlungen seines Neffen, auch den geringfügigsten.

Selbst Betty erfuhr nicht, daß ihr Pflegevater noch lebte, und Guilfort mußte ihr schreiben, daß sie nach Deutschland kommen möchte. Hier fand sie nun mit freudigem Erstaunen ihren theuren Vater. Ob sie gleich den jungen Cashill noch immer liebte, so war sie dennoch fest entschlossen, nie seine Gattin zu werden. Ihr Pflegevater sezte ihr aber die Handlung seines Neffen aus einander, und ihr Herz hielt

sein Verbrechen so gern mehr für Leichtsinn, als für Bosheit. Nun ließ der Oheim dem Neffen unter der Hand Nachricht von Betty's Aufenthalt geben. Man erfuhr in Hamburg, daß er von Dublin abgereist wäre; und als er um den Garten her schlich, wurde er sogleich bemerkt. Betty sollte ihn nun zu seinem Oheim führen, und dieser hatte sich vorgenommen, durch verstellte Strenge sein Herz noch einmal zu erschüttern; aber der edle Mann vermochte es nicht, als er nur einen Blik auf seinen tief gebeugten Neffen geworfen hatte.

Eduard bekam Betty's Hand. Nach der Trauung warf er sich vor seinem Oheim nieder, und sagte: o mein Vater, ich habe es nicht verdient, so glüklich zu seyn! Nein, mein Vater, Sie können mir nie vergeben! — Der Oheim erwiederte lächelnd: „laß uns die Rechnung gegen einander aufheben, mein Sohn. Du hast mich glüklich aus dem Lande weggeschafft, das jezt von Mord und Verbrechen bedekt ist. Ich war der einen Parthei verhaßt, der andern nicht unternehmend genug, und würde ein Opfer ihres Kampfes und ihres Hasses geworden seyn! Du mein Sohn, hast nun gelernt, wie weit der Leichtsinn einen Menschen ohne Grundsäze bringen kann. Aber dein Verbrechen hat mich ruhig, dich tugendhaft, und Betty glüklich gemacht. Diesem edeln Menschen (er drükte den alten Tom an seine Brust) hast du mein Leben zu verdanken, wenn es Werth für dich hat."

Eduard bat den Matrosen mit gerührtem und dankbarem Herzen um seine Freundschaft. Der Alte runzelte die Stirn, und erwiederte seinen Händedruk nicht; er konnte noch nicht vergessen, daß Eduard seinen Freund beinahe unglüklich gemacht hätte. Wir wollen sehen! brummte er unmuthig. Leichtsinn hin, Leichtsinn her! Kann der Leichtsinn zu solchen Streichen bringen, junger Herr; so finde ich den Unterschied zwischen Leichtsinn und Schurkerei eben nicht so gar groß. Es hätte meinem Herrn das Leben kosten können, und dann — dann hätten wir ein ernsthaftes Wort mit einander gesprochen.

Schon nach einigen Wochen schüttelte der edle Tom die Hand des jungen Herrn sehr kräftig; und als Betty Mutter eines Knaben wurde, als Eduard ihn, mit Freudenthränen in den Augen, seinem Oheim zum Segnen brachte, und ihn dann in die Arme des Matrosen legte — da sagte dieser recht herzlich: junger Herr, Ihr dummer Streich ist vergeben und vergessen!

Jezt ist Betty zwei Jahre mit Eduard verheirathet. Die Einigkeit dieser Irländer, ihre Liebe zu einander, ihre prunklose Wohlthätigkeit und ihr Glük sind ein so schönes Gemählde, daß ihre Nachbaren (sie wohnen auf einem kleinen Gute in Niedersachsen), wenn sie auch die Tugenden derselben nicht nachahmen, doch mit Wohlwollen den Werth solcher Herzen empfinden.

III.

Die Folgen einer Unvorsichtigkeit.

Kennst du mich nicht mehr, Laon? sagte Diogenes zu einem Manne, der in der Abendkühle unter einem Oelbaume saß. Du bist mir seit einem Monate aus dem Wege gegangen.

Das bin ich, antwortete Laon mit einem finstern Blike, und ich bitte dich, mich fernerhin eben so zu vermeiden, wie ich dich vermeide. Er stand von seinem Size auf, um zu gehen.

Diogenes sezte sich, und zog ihn auf den Siz zurük. Ich habe viel Freundschaften aufgeben müssen; die deinige mißte ich nicht gern, weil die Tugend sie zeugte. Warum willst du deine Freundschaft zurükziehen? Eben weil die Tugend sie zeugte. Ich bitte dich, Diogenes, laß mich. Ich gebe dich auf, und ich möchte dem Manne nicht gern etwas Bitteres sagen, den ich troz des Gelächters Athens liebte.

Das Bitterste hat du gesagt: du nimmst deine Freundschaft zurük. Ist dir etwan Athens Gelächter fürchterlich geworden; denn freilich — du

weißt, ich bin nicht aufdringlich. Aber sag doch das Bittere, sag doch, Laon!

Du bist ein Heuchler, Diogenes.

Diogenes lächelte, und sagte leise: und du ein Mensch; der Mensch sollte so bestimmt nicht reden. Ein ganzes Leben spricht für mich, deine Freundschaft, mein offner freier Blik, und jezt die Versicherung; bei den allsehenden Göttern, ich bin mit Wissen kein Heuchler!

Nicht? und, o ich erröthe dir es zu sagen — bist du nicht die lezten Monate her alle Abende zu der Mädchenkuplerin, der alten Iphis, geschlichen?

Und was habe ich dort gemacht? Weißt du das auch?

Hast du nicht Laomedons, des Schazmeisters der Ceres, schöne Frau, zu dieser Kuplerin geführt?

Und aus welcher Absicht? weißt du das?

Hat dich nicht der Mann dort mit ihr getroffen? Ist nicht ein Lärmen daraus entstanden, daß die Nachbarn dazu gekommen sind? Hast du nicht eins von den liederlichen Mädchen aus eben diesem Hause entführt? Wohnt dieses elende Geschöpf nicht noch jezt mit dir unter Einem Dache? Arbeitest du jezt nicht, du, der genügsamste der Griechen, wie ein Bootsmann, um das Geschöpf ernähren zu können? He!

Das alles ist richtig, lieber Laon, und in der That, ich glaubte, das alles sei ein Geheimniß. Ich sehe, ich bin verrathen. Aber, wo ist da, um der Götter willen, die Heuchelei? Ich erhalte ein liederliches Mädchen mit meinen Händen; ich bin mit einer Frau in ein liederliches Haus gegangen: was folgt daraus? Wohnst du nicht in Athen, dem Wohnplaze einer so grossen Menge Schurken? Nicht in einer Gasse mit dem Wollüstlinge Kryon? Wand an Wand mit dem Wucherer Kallias? Wenn ich so folgern wollte —

Du spottest meiner, mein keuscher Freund, und so will ich gehen.

Noch einen Augenblik, Laon. Ich wollte dich bitten, darum suchte ich dich troz deines finstern Gesichts heute auf, eben das liederliche Mädchen, das in meiner Hütte wohnt, in dein Landhaus im Gebirge aufzunehmen, und wenn du willst, erzähle ich dir vorher ihre Geschichte, und du wirst sehen; wie Diogenes dazu kam, ein Mädchenhaus zu besuchen.

Laon sah ihn groß an, und sezte sich zu recht. Diogenes hob an. Ich werde dir eine Begebenheit erzählen, die meine Eitelkeit gewaltig gedemüthiget hat. Ich habe eine Begebenheit mit mir herum getragen, die Niemand, selbst du nicht, von mir weißt; eine Begebenheit, mit deren Andenken ich meine frugalsten Mahlzeiten würzte, die jedesmal die Stelle der Thasier Wei-

ne, und des lekern Nachtisches vertrat. Du wirst dich erinnern, daß ich eine lange Zeit hindurch mit einer Art von Hize jedes Mal behauptete, daß die Tugend darum gut sei, weil sie glüklich mache. Ich Thor, ich rechnete einige zufällige glükliche Folgen einer tugendhaften Handlung mit zur Tugend selbst. Ich rechnete —

Nun? und macht die Tugend nicht glüklich?

Nein! die Tugend hat noch keinen Athener zum Archon oder Zehnmann gemacht; sie lohnt nicht mit Gold, nicht mit Ansehen, nicht einmal mit Vertrauen, was so sehr wahrscheinlich scheint. Habe du die Tugend aller redlichen Menschen, du wirst darum deinen hohlen Zahn eben so schmerzlich fühlen; ein Bliz trifft dich nicht minder, stehst du in seinem Wege; das stürmende Meer wird dich so gut verschlingen; eine Pest so gut angreifen, wie die Bösewichter und Narren.

Das wird seyn; aber sie erhebt mich über alles das. Sie macht mich zufrieden.

Sieh, das glaubte ich auch. Aber auch das thut sie nicht immer; wir täuschen uns selbst, lieber Laon.

Wie? wenn ich eine unglükliche, in Elend versunkene Familie errettet habe; wenn ich einem Haufen trostloser Kinder den Vater aus dem Gefängnisse, den Ernährer aus der Sklaverei losgekauft habe, wenn nun der Vater —

Recht so, Laon; wenn nun der Vater zitternd vor Freude, in dem Kreise seiner Kinder steht, nicht weiß, wem er zuerst die Arme entgegen streken soll, seinem Retter oder seinen Kindern, wenn er, o ich könnte dir das Bild zum Erstaunen ausmahlen, denn ich bin nicht selten Zeuge, und unter uns, zuweilen als Retter Zeuge von einer solchen Szene gewesen. Aber dieß Vergnügen, das du alsdann empfindest, kömmt das von der tugendhaften Handlung des Rettens, des Loskaufens her, oder wird es durch den Anblik der rührenden Szene erregt? Würde nicht jeder Zuschauer, den der Zufall zu diesem Schauspiel führte, deine Zufriedenheit mit dir theilen?

Ja, denn mir würde das Andenken an die Szene die Zufriedenheit erhalten, dem Zuschauer nicht.

Hm! eitel, so wie der Steinbrecher Euphorbas mit dem heitersten Gesichte von der Welt jedem Bürger, der den Jupiter von Phidias besieht, versichert: den Marmorblok zu dieser Bildsäule hab' ich in Paros gebrochen; von mir erhielt ihn Phidias. So gab der Tugendhafte den Blok, woraus die Geretteten die rührende Gruppe bildeten. Sieh, so erregt die Folge einer guten Handlung das Vergnügen, das wir der Tugend selbst zuschreiben. Aber ich gehe noch weiter. Die Tugend kann sogar unzufrieden mit sich selbst machen. So zum Beweise, wenn der losgekaufte Vater, statt mit Freudenthränen, statt

mit frohem Zittern, fluchend und tobend in den Schoos seiner Familie zurükkehrte, oder seine Kinder empfiengen ihn kalt, nachläßig, oder gar mit Vorwürfen? Die Handlung des Mannes, der den Vater loskaufte, wäre dieselbe; aber wo ist das Vergnügen, das die Tugend begleiten soll? verschwunden! dahin!

Diogenes, du nimmst der Tugend alle Reize.

Weil sie keine hat, keine haben sollte. Die Tugend ist das einzige Göttliche auf Erden, das einzige Göttliche in uns, das einzige Erhabene, das einzige Unvergängliche im Menschen, die Tochter der Vernunft, die Vernunft selbst. Alles andere im Menschen lokt, reizt ihn mit Versprechungen des Genusses, des Glüks; die Tugend allein befiehlt, ohne zu versprechen, ohne belohnen zu wollen, und so, in dieser reizlosen Gestalt ist sie der einzige Bürge unsers ewigen Fortdauerns. Sie ist, das fühlt jeder Mensch. Er hört ihren donnerndsten unumschränkten Befehl in seinem Innern. Belohnte sie hier, was hätten wir dann noch von der Gottheit zu fordern? Nichts mehr als dieses Leben. Sie fordert ohne zu lohnen, und dadurch dringt mein Geist in die Ewigkeit, und fordert dort eben so despotisch den Lohn der Tugend, als sie hier despotisch von dem Menschen Gehorsam ohne Lohn forderte. Sie ist ein Baum, dessen dürrer Stamm im Leben auf die Zeit gewurzelt ist, und dessen Blüthen und Früchte in die Ewigkeit sich verbergen.

Gieb der Tugend das Glük zum gewissen Lohne auf Erden, so hat der Mensch seine göttliche Natur verloren. Der Eigennüzigste wird der Tugendhafteste seyn, die Freiheit des Willens hört auf, die Tugend ist nicht mehr von geistiger Natur, sie wird Instinct, körperliches Bedürfniß, etwas Kleinliches, Elendes, wie alles im menschlichen Leben. Die Ewigkeit verschwindet, die Tugend ist eine Pflanze, die am Grabe blühet, und wie das Grab zu Staub wird.

Du wirst mit diesen Säzen der Tugend nicht viel Freunde gewinnen.

Aber auch keine Freunde der Tugend dadurch verlieren; und die übrigen sind gerade so tugendhaft, als die Zeit, die Cultur, Geseze, Beil, Kerker und Schierlingsbecher von ihnen fordern. Aber diese Säze haben mich gelehrt gerecht seyn, ohne mich durch den Verdruß der Menschen, durch ihre Beleidigungen irren zu lassen; sie haben mich weniger eitel gemacht, und zugleich stolzer. Ich werde mich nie nach dem Schierlingsbecher drängen, aber ich zittere auch nicht vor ihm. Ich lebe, und das allein giebt die Tugend, mit einer Art von Sicherheit, die nichts fürchtet und alles hofft, ohne darum dem Schmerze und dem Elende unzugänglicher geworden zu seyn.

Und deine Begebenheit?

Hätte ich die doch bald über dem Gespräche vergessen. Ich muß weit ausholen. Erinnerst du dich noch des Hahns ohne Federn, der dem Plato so grossen Verdruß machte?

Sehr wohl! Ich schämte mich damals in deine Seele dieser Possenreisserei; denn etwas besseres war es nicht.

Du urtheilst heute sehr schnell; allein ich denke du wirst noch ein paar Male vor dir selbst erröthen. Ich gehe an eben diesem Tage, von dem Pyräus unter den Oelbäumen nach Athen zu. Das Gelächter einiger Bauerknaben lokt mich zu einem Gehöfte. Die Knaben hatten einen Hahn aller Federn, ausser einiger Schweiffedern, beraubt und ihm an diese ein langes Band mit rasselnden Schilfbüscheln angebunden. Der Hahn kann nicht fliegen, er geht, und das Schilf rasselt hinter ihm her; er läuft, immer hinter ihm rasselt der Schweif von Schilf, und vermehrt seine Angst und seine Schritte. Sein Bestreben zu entfliehn, und die Angst sich immer gefangen zu sehen, erregte das Gelächter der Knaben, ihrer Aeltern und mein Mitleiden. Ich kaufte den Hahn, um ihn zu befreien, für das lezte Geld, das ich bei mir hatte, nehme ihn unter den Mantel, um ihn zu erwärmen, nachdem ich ihm unglüklicher Weise die lezten Federn mit dem Schilfschweife ausgerissen habe, und wandere vergnügt auf Athen zu. Ich gehe neben der Akademie weg, wo Plato eben über den Menschen

lehrte. Ich mische mich unter seine Schüler. Ich mochte ihn wohl zuweilen ein Stündchen über seine überirdischen Sächelchen reden hören. Was ist der Mensch? rief er. Nach einigen Erklärungen davon, die er lächerlich machte, gab er die seinige: ein zweibeiniges Thier ohne Federn!

Mir fiel mein Hahn ein, und ich brach in ein Gelächter aus, dessen ich mich schlechterdings nicht erwehren konnte. Man sieht mich an, Plato runzelt die hohe Stirn, und bedekt mit seinen Braunen die tiefen Augen. Wahrhaftig ich lachte noch ärger, und mein Hahn entwischt mir, und in dem Augenblik entfährt mir auch in dem Lachen der unglükliche Ausruf: da! ein Platonischer Mensch! Ein Faunengelächter, das Plato's hochgefärbte Wange, sein Zorn blizendes Auge nicht zu stillen vermochte, erscholl von allen seinen Schülern. Man verfolgt meinen armen Hahn lautlachend, der sich aus der Akademie flüchtet, immer fort. Das Volk strömt hinzu, man fragt, was den ätherischen Schülern des Göttlichen ein solches Faunengelächter erpreßt. Man sieht meinen Hahn, man erzählt, ganz Athen wird lustig auf Plato's Rechnung, und er ist gezwungen, acht ganzer Tagen die Hauptstrassen zu vermeiden, wenn er nicht einen Haufen athenischer Bursche hinter sich schreien hören wollte: ein Hahn ohne Federn! Ich hätte die Ehre eben so lange die erste Stelle an den

Tischen der Grossen einnehmen zu können, um von ihnen zu hören, daß ich der liebenswürdigste und wizigste der Griechen wäre. Ich hätte um eine Schazmeisterstelle anhalten können, ich glaube mein Hahn wäre ein besserer Protector gewesen als die schöne Laidion, die eben Archon war.

Ein enthusiastischer Schüler des Plato aber, eben der Laomedon, mit dessen Frau ich in dem liederlichen Hause gewesen bin, voll Zorn über die Beleidigung seines Meisters, paßt mir auf, und ich hätte den Zufall, den ganz Athen belachte, mit meinem Leben bezahlen müssen, wenn nicht einige ehrliche Landleute mich aus seiner und seiner Gefährten Händen gerettet hätten. Jezt war dieser Laomedon mein unversöhnlicher Feind. Er hezte Athen gegen mich auf. Es gelang ihm nur zu gut; ich verließ Athen, und entgieng der Gefahr, mit dem Verluste meiner gesunden Glieder eine Definition Plato's büssen zu müssen, und wohnte eine Zeitlang in Eleusis. Ich kehre endlich nach einem Jahre nach Athen zurük, und finde die Stadt voll Lärmen über eine Schazmeisterwahl beim reichen Tempel der Ceres.

Nun sieh, was ein Hahn für Unruhe auf der Erde stiften kann, und wie sich Folge an Folge häkelt. Ein junges reizendes Mädchen von funfzehen Jahren, Archidamia, mit einem vollen Busen, schwarzen blizenden Augen und einem schlanken Wuchse —

Laomedons Frau, die du —

Richtig, die ich in das Haus der Kuplerin führte. Dieses Mädchen fragt den Laomedon, warum er allein über meinen Zufall mit dem gerupften Hahn zürne, da ganz Athen und auch sie darüber gelacht habe. Der junge Mensch zeigt ihr die Grösse meines Verbrechens, den ersten der Menschen, den Göttlichen, seinen Plato, dem Gelächter ausgesezt zu haben. Das Mädchen will nun wissen, warum er den Plato so ehre, und Laomedon erzählt ihr nun mit blizenden Augen, mit entzükender Stimme, mit pochender Brust von den Lehren des grossen Plato, von den Reizen der Tugend, von der Erhabenheit des geistigen Menschen. Das Mädchen hat den jungen Menschen nie so hüsch gesehen, nie mit der Leidenschaft reden hören, als jezt. Sie spricht oft von Plato's Lehren um sein Auge blizen zu sehen, um seine runden Wangen sich mit dem schönen Karmin der Begeisterung färben zu sehen, und der junge Mensch wagt es, die junge reizende Archidamia zu bekehren. Er redet von Seelenliebe, von Vereinigung der Geister im Genusse der Wahrheit, und diese Seelenliebe vereinigt sie Nachts beim hellen Mondenlicht im Garten. Man hört den Sphärengesang, drükt sich dabei die Hände, redet von Reinheit der Seele, von der Freude entkörperter Geister, und während deß spielt der Körper seine Rolle unvermerkt mit; und an einem Morgen, nach einer Nacht,

die Laomedon an der Seite seiner Kleinen körperlich genug verwacht hatte, ist Plato's Lehre verschwunden, und der Mensch bleibt zurük. Die Kleine wird schwanger. Der Vater tobt, und mein Platoniker ist ohne Amt, ohne Erbgut, und ohne die Entschlossenheit, welche Diogenes haben würde, sein Weib mit seinen Händen zu ernähren.

Er hat um die Schazmeisterstelle der Ceres nachgesucht, und alles geht gut, bis eine Sklavin den Zustand seiner Geliebten bekannt macht. Der Oberpriester der Ceres schlägt die Hände voll Abscheu über seinem grauen Haupte zusammen; seine Schwester, eine alte Jungfer, von beinahe sechszig Jahren, riecht an ihr Flaccon, da sie den Greuel vernimmt, und ruft: Bruder, der kann nicht Schazmeister werden. Die übrigen Wählenden, von denen zehn Zehntheile sich neben ihren Weibern noch Ionische Sklavinnen halten, zuken die Achseln, nehmen ihre Stimmen zurük. Das arme Mädchen, wie sie das erfährt, sinkt nieder, jammert, daß sie von einem Steine Mitleiden hätte erpressen müssen, über die zertrümmerte einzige lezte Hoffnung; Laomedon rollt wild die Augen, reißt sich das Haar aus, stürzt über seine Geliebte her und ruft: Wir können sterben!

Der Tag der Wahl ist nahe, wie ich nach Athen zurükkomme, und die ganze Geschichte unter einem bedekten Gange von einem jungen Herrn

erzählen höre, der den Contour von des Mädchens Busen sehr reizend, und die Wildheit des Mannes in schönem tragischen Style fand, und sehr bedauerte, daß nicht der Schauspieler, der den Orest gewöhnlich macht, Zeuge von dieser Szene gewesen wäre, um den wahren tragischen Affect daran zu studieren. Man beneidet dem Laomedon die schönen Nächte, die er genossen hat, lacht über das zarte Gewissen des Oberpriesters, ladet sich ein zu Gastmählern, und der Haufen verschwindet unter Lachen und Lispeln.

Das menschliche Elend ist nichts als die Bildsäule des Laokoons. Man erstaunt über den Ausdruk des Schmerzes, man lobt das angstvolle Anschwellen der Muskeln, man ergözt sich an dem qualvollen eingezogenen Unterleibe, und geht kalt davon.

Ich frage und erfahre was ich wissen will. Mein Oberpriester ist ein Mystiker, gegen den Plato ein ehrlicher Handwerksmann ist, der nie weiter als von dem Mittagsmahle bis an die Datteln gedacht hat, die er zu Abend essen will; von dem sogar einige kleine Schriftchen in den Händen seiner Freunde umhergehen, die sie theils bewundern, theils belachen. Ich verschaffe mir ein Paar seiner Schriften, lese auf- und abgehend in der Morgenluft den klarsten Unsinn und gehe so gerüstet zu ihm. Ein alter Mann mit einer hohen Stirn voll tausend Falten, kleinen pechschwarzen tiefen Augen, einer grossen gebogenen

Nase, eingefallenen gelben Wangen, dürren Händen, und langen Fingern, empfängt mich, wie ich meinen Namen sage, mit einer zweideutigen Miene. Diogenes von Sinope in dem Hause eines Thoren; der Abstich war stark. Ich fange gleichgültig an, einen mir an ihn aufgetragenen Gruß von Eleusis zu überbringen, von einem Manne, der das Haupt der Mystiker dort war. Nun fiel das Gespräch auf mystische Gegenstände und ohngeachtet meines vielfachen Erröthens, ohngeachtet meines Stokens, meines Herzklopfens, hielt ich der Mystik eine kleine bescheidene Lobrede. Ich redete von Licht und Finsternis, von den Zahlen der Einheit, der Dreiheit, von dem bösen Urwesen, von der Pflicht des Menschen sich zu reinigen in den Mysterien. Ich plauderte endlich allen den Unsinn, denn ich erst gelesen hatte.

Mein Alter faßte mich näher ins Auge, er ließ ein Frühstük bringen, er drükte mich endlich so väterlich an seine Brust, daß es mir nahe gieng, ihn täuschen zu müssen. Ich sagte nicht, daß ich ein Mystiker sei; aber ich ließ es mir anmerken, daß ich auf dem Wege sei, einer zu werden, und daß ich bei ihm sei, mir meine Zweifel von ihm auflösen zu lassen. Endlich that er die Frage, nach der ich mich schon lange gesehnt hatte, wie ich, Diogenes, dazu gekommen sei, etwas von der Mystik zu halten. Ich habe hier einen Bekannten, fieng ich unbefangen an, dem

ich, was du meine Bekehrung nennst, zu danken habe. Er schrieb mir nach Eleusis. Ich hatte über die höhere Philosophie gespottet. Er bat mich sie zu studieren, und sandte mir endlich ein Paar Hauptbücher in dieser Weisheit. Ich fieng an zu lesen, wurde aufmerksam, las wieder, wurde gerührt, und size jezt neben dir, entschlossen meine lezten Zweifel fallen zu lassen, wenn du verstehst sie zu lösen.

Und welche Bücher — fragte der alte Mann stotternd und mit einer bescheidenen Schaamröthe, die ihn kleidete —

Ich gelesen habe? Ich nannte ihm einige Titel, und zog langsam eine Rolle mit einer seiner Schriften aus dem Busen. Ich fieng an, den Anfang, in der Mitte, das Ende zu lesen, und — o Laon, was ist der Mensch! Des alten Mannes Augen leuchteten vor Vergnügen, daß ein Mensch mehr seine Gedanken kannte und billigte.

Nun nahm er die Rolle, erklärte mir, las dazwischen mir vor, mit vor Vergnügen tönender Stimme. Ich gieng den Saal zuhörend auf und nieder, stand, gieng, rief: erhaben! machte einen Einwurf, der weiter hinten beantwortet war. Der Alte rief fröhlich: O nur Geduld, Diogenes; das kommt; Geduld, liebster Freund von Sinope, höre nur, hier ist die Antwort! Ich denke, die Stelle ist nicht eine der schlechtesten. Dann stand

er auf, las mir im Gehen vor, die eine Hand auf meine Schulter gelegt. Ich sah ihn mit Bewunderung an. Thränen traten in seine Augen, und ich, weichherzig, wie ich bin, warf mich an seine nassen Wangen, und bat ihn heimlich um Verzeihung.

Wir wurden endlich ruhiger. Er fragte, und wer ist der Freund, der dir meine Schriften empfohlen hat?

Ein gewisser Laomedon, war meine ruhige Antwort.

Laomedon? Er besann sich. Er schüttelte den Kopf. Hm! Ich kenne keinen meiner Bekannten.

Ob er jezt noch hier ist? fuhr ich fort; denn ich habe seit drei Monaten nichts von ihm gehört. Er ist ein Alkmeonide. Ich weiß nicht, ob er dich kennt; aber dein Bewunderer ist er. Ich weiß nicht, ob du davon gehört hast, ich hatte einen bösen Handel mit ihm wegen eines geweiheten Hahns. Der Hahn hat uns zu Freunden gemacht.

Asopus Sohn? rief er voll Erstaunen. O Ceres, das ist wunderbar! Schwester! Schwester! rief er in ein Nebengemach, komm doch geschwind; du sollst viel Neues hören. Seine Schwester kam. Er stellte mich ihr mit vielen zärtlichen Lobeserhebungen vor, und sagte dann: der Laomedon ist doch so unrecht nicht, als wir dachten. Er kennt meine Schriften, und empfiehlt sie. Er erzählte ihr meine Bekehrung durch den Laomedon. Ich

erkundigte mich nun, was sie mit dem Laodemon hätten.

Die beiden Alten erzählten mir nun Laomedons Verbrechen, er schon mit gemäßigten Worten, die Schwester aber mit dem ganzen Grimme der bewahrten Keuschheit. Ich fragte nach dem Detail der Umstände. Ist denn die Archidamia schön? fragte ich. Sehr schön! sagten sie beide. Nun fieng ich mit einer Verwünschung seiner Schwachheit an; aber, fuhr ich mit gemäßigterem Tone fort, wenn ich bedenke, Laomedon ist ein feuriger junger Mensch, das Mädchen ein reizendes Geschöpf. Sie sind beisammen, wie ihr beide selbst sagt, ganze Nächte zusammen. Er will sie unterrichten, ihr gebt selbst die unschuldige Absicht zu. Nun sizt er da in einem Rosengebüsch mit seiner reizenden Schülerin, von dem stillen Mondenglanz umflossen, die werthe Hand — hier ergriff ich der alten Jungfrau Hand — in seiner, und redet mit ihr von der Bedeutung der geheimnißvollen Zahlen. Der Priester lächelte. Er sagt ihr, zum Beweise, einige der schönen Stellen her, die du mir eben vorlasest. Es liegt Musik in den Worten, das kannst du nicht läugnen; Musik, die das Herz weich macht. Er schlug die Rolle lächelnd und Beifall nikend auseinander. Diese Musik hat ihre Seele empor gehoben, bis zu dem Meere des Lichts, bis zu der Anschauung der Dreiheit; die Körper allein sind ohne Seelen unten in der Laube, an einander geschmiegt, eine gefährliche Lage. Laßt uns Men-

schen seyn, fuhr er mit zärtlicher Stimme fort, und führte die Hand des Mädchens an meine Lippen. Wenn ich bedenke, ich lebte hier im Hause, ich wäre mit dir allein (meine Blike hefteten sich auf des Priesters Schwester), ich säße mit dir allein die schönen Nächte in dem Garten, ich hätte so deine Hand gefaßt, du lehrtest mich, oder ich dich, gleichviel. Nein, rief ich, ihre Hand fahren lassend und aufstehend: ich fühle, ich würde nicht für mein Herz stehen können.

Der Alte lächelte, und seine Schwester sagte, mir sanft verweisend auf die Hand schlagend: das ist ein böser Mensch! Ein böser Mensch, fuhr ich fort, und sezte mich wieder zu ihr: aber ein glüklicher, ein sehr glüklicher Mensch. Lächle du, wie du willst; aber ich fühle, wie viel ein Mann dabei zu wagen hat!

Ich fühlte, die Sache war so gut wie abgemacht. Ich wurde zu Tische geladen, und die Alte erschien, aber ganz bescheiden gepuzt, daß es sogar ihrem Bruder nicht unbemerkt blieb. Nach Tische gieng ich mit ihr in den Garten. Der Priester sowohl als seine Schwester waren so gutmüthige Menschen, wie sie es gewöhnlich sind, daß es mir gar keine Mühe, gar keine Ueberwindung kostete, wie ich fast immer gefunden habe, mir ihre Gunst zu erhalten. Ich war aufmerksamer auf die Schwester, als auf den Bruder. Ich brachte den Tag, in der That, angenehm in ih-

rer Gesellschaft zu, und ich gieng mit dem Versprechen, das sie mir freiwillig thaten, Laomedon solle die Schazmeisterstelle haben. Die Wählenden stimmten wie der Oberpriester.

Am dritten Tage war die Wahl; am Morgen sah ich Laomedon aus Archidamia's Hause stürzen, die tödtlichste Verzweiflung auf dem Gesichte. Ich war den vorigen ganzen Tag beim Oberpriester gewesen, um zu hindern, daß er ihn nicht etwan sprechen sollte. Er lösete mir das Geheimniß seiner Zahlen, und so wurde jeder Besuch abgewiesen.

Wie Laomedon das Haus seiner Geliebten verlassen hatte, trat ich hinein, unter dem Namen eines von Laomedons Verwandten. Ich war neugierig das Mädchen zu sehen. Ich ließ mich zu dem Mädchen führen; da lag sie auf einem Ruhebette, ihr Gesicht war bleich, der Busen flog, das schöne Haar hieng ungeringelt auf dem schönen Busen. Ich tröstete sie mit guten Hoffnungen. Sie sah mir tief ins Auge, als ob sie mir in die Brust sehen wollte. Sie wollte aufspringen, um mir für die Hoffnungen zu danken, und ihre eigene Hoffnungslosigkeit drükte sie tiefer wieder in die Kissen. Sie seufzte von Zeit zu Zeit; sie wurde mit jeder Minute unruhiger. Sie sprang auf, lief ans Fenster, um nach einem Sklaven zu sehen, den sie in den Tempel gesandt hatte, um ihr Nachricht zu bringen.

Ich wollte sie in ein Gespräch verwikeln; das war unmöglich. Sie hörte nichts von allem, was ich ihr sagte. Sie sagte nur von Zeit zu Zeit, mit dem Accente des tiefsten Schmerzes: Er kömmt nicht! Es ist vorbei! Endlich sah sie den Sklaven die Gasse herabkommen. Sie stürzte athemlos ihm entgegen. Ich hinter ihr her. Glük zu! rief der Sklave schon von weitem; Glük zu! und das Mädchen sank nun ohnmächtig in meine Arme. Ich trug sie in ihr Zimmer, legte sie auf ihr Ruhebette, und beschäftigte mich, um sie wieder ins Leben zurük zu rufen. Sie war allein, ihr Vater war mit im Tempel; ihre Sklavin hatte sie weggesandt, um allein zu bleiben.

Ich wollte gern gehen, um nicht von Laomedon überrascht zu werden. Den Priester hatte ich gebeten, dem Laomedon alles zu verschweigen, weil ich mich nicht gut öffentlich für die höhere Weisheit erklären könnte. Ich führte ihm Gründe an, warum ebenfalls auch Laomedon nur in der Verborgenheit ein Anhänger seines Systems seyn könnte. Ich wollte meine Handlung nicht zur Schau stellen. Nun war ich gefangen. Ich mußte bei dem Mädchen bleiben. Auf einmal stürzte Laomedon und ihr Vater ins Zimmer. Gerettet! rief der Jüngling und stürzte zu den Füssen des Mädchens, in dem höchsten Ausdruke der Wonne. — Sie hob das matte Auge, sie legte mit der Anstrengung aller ihrer Kraft die

zitternde Hand an seine Wange. Sie vermochte sie nicht um seinen Naken zu schlingen.

Es war ein Augenblik, den ich ihnen beneidete. Ich wollte mich nun leise hinaus schleichen; da erblikte mich der Vater. Diogenes! rief er. Laomedon sah sich um, sah mich, sprang auf und stürzte zu meinen Füssen. Edelster der Menschen, rief er, meine Knie umfassend: Archidamia's Retter!

Der Oberpriester hatte nicht ganz schweigen können. Diogenes von Sinope, flüstert er ihm ins Ohr, wie er ihm dankt für die Schazmeisterstelle: Diogenes hat dich zum Schazmeister gemacht, dem allein bist du Dank schuldig. Ich war dein Feind. Er hat dir meine Stimme verschafft. Sieh, so war ich verrathen. Laomedon sagte dem Mädchen, daß ich ihr Retter sei. Der Gedanke gab ihr ihre Stärke wieder. Sie sprang auf, und sank neben dem Geliebten mir zu Füssen. Es half nichts, ich mußte gestehen, und den Tag bei ihnen bleiben. Ich sah hier ein Paar Menschen, die unbeschreiblich glüklich waren, und deren Glük mein Werk war. Ich wurde glüklich mit ihnen, und wie ich am Abend von ihnen gieng, da rief ich stolz: die Tugend macht glüklich! Ja, sie macht glüklich! Welch eine Wonne, seinen Feinden Gutes thun!

Sie wurden verheirathet. Archidamia wurde Mutter, und sie nannte ihre Tochter nach mei-

nem Namen Diogenia. Sie legte mir das Kind zuerst auf die Arme. Sie ist deine Tochter! sagte sie zärtlich; sei ihr Freund, sei ihr Vater!

Sieh, Laon. Hier in dieser Familie lebte ich meine schönsten Stunden, denn die Menschen waren unendlich glüklich. Wenn ich vor ihr Haus hintrat, so sagte ich oft: kann der größte König das sagen, was ich kann, daß er zwei Menschen vollkommen glüklich gemacht hat? In der That, ich war eitel auf das Glük; ich nannte es Tugend. Ich hielt das Gefühl über das Glük für das Gefühl der Tugend selbst. Ich sagte: die Tugend macht glüklich.

Nun reisete ich, wie meine kleine Diogenia drei Jahr alt war, nach Korinth. Eine Begebenheit trieb mich von Athen, die ich dir ein andermal erzählen will. Ich blieb zu Korinth ohngefähr eilf oder zwölf Jahre. Nun komme ich vor ein Paar Monaten wieder hieher zurük. Mein erster Gang ist nach Laomedons Hause. Triumphirend trete ich hinein. Ich gehe in das Zimmer, ich treffe den Laomedon allein. Finster kömmt er mir entgegen, kalt reicht er mir die Hand. Wo ist Archidamia, wo meine Tochter? Er erröthet, er zukt die Achseln. Du hattest eine gute Absicht, Diogenes, sagt Laomedon: und so vergebe ich dir, daß du mich unglüklich machtest. — Unglüklich? frag' ich.

Unglüklich! Ich lasse mir erzählen. Ich gehe

dann zu Archidamien und lasse mir erzählen. Hier hast du, was ich herausbrachte. Ein neuer Beweis zu den unzähligen, daß Mißverständnisse, kleine Nekereien, Eitelkeit, Empfindlichkeit, mehr Böses stiften, mehr Verbrechen hervorbringen, als Bosheit und Vorsaz.

Wie gesagt, sie lebten unendlich glüklich; denn sie liebten sich beide zärtlich. Und wie konnten sie anders? So nahe, einen Finger breit, von dem Abgrunde, der sie zu verschlingen droht, gerettet, mußten ihre Seelen zusammen schmelzen. Sie mußten sich einander alles, unendlich werth werden, weil die Götter sie aus dem höchsten Elende retteten. Welch ein Reiz sich glüklich zu machen, das Glük zu erhalten, dessen Verluste sie so nahe waren!

Archidamia war schön, ist noch jezt ein schönes Weib. Ein junger Mensch, ein Anverwandter von der Frau, besucht das Haus. Anfangs ohne alle Bedenklichkeit. Laomedon hat Geschäfte, die ihn ausser dem Hause halten. Er kömmt und trifft den jungen Menschen an, und denkt nichts dabei. Einen Abend kömmt er spät zu Hause, seine Frau ist nicht im Zimmer. Er geht in den Garten, und trifft den jungen Menschen bei seiner Frau in der Laube sizen. Er hat ihn viel leicht hundertmal schon bei seiner Frau in der Laube getroffen, ohne etwas dabei zu denken. Heute aber — sieh, an welchen kleinen Fäden die Schiksale des Menschen hängen! — heute aber

ist gerade der Jahres-Tag, da Archidamia vor mehreren Jahren die Schwäche für ihn hatte, die sie zur Mutter machte. Der ist ihm unterwegs eingefallen. Es soll das erste seyn, was er seiner Frau lachend sagen will, und nun sieht er sie mit dem jungen Menschen in der Laube allein sizen. Auf einmal fällt ihm ein, ob seine Frau nicht noch einmal eine ähnliche Schwäche haben könnte. Er tritt mit finsterm Blik in die Laube. Er bemerkt zum ersten Male, daß der junge Mensch schlank und edel gebaut ist, daß er rothe Lippen und feurige Augen hat. Er verfinstert sein Auge, und betrachtet seine Frau. Sie scheint ihm erhizter als gewöhnlich. Er geht schweigend in das Haus zurük. Seine Frau, die glaubt, er habe Verdruß gehabt, kömmt ihm allein nach, nachdem sie den jungen Menschen weggesandt hat. Gewöhnlich hat sonst der junge Mensch Abschied genommen. Die Frau ist verlegen, freundlicher als gewöhnlich; natürlich, sie will den Verdruß ihres Mannes zerstreuen. Er sezt sich das alles zusammen, saugt Gift aus den einfachsten Vorfällen. Der junge Mensch geht, ohne gute Nacht zu sagen: böses Gewissen! Archidamia ist verlegen: böses Gewissen! Sie ist freundlicher als gewöhnlich: Heuchelei, Betrug! Sie hat mich betrogen, oder ist auf dem Wege es zu thun. Sie war einmal schwach, kann sie es nicht öfter seyn? So denkt er, er spinnt diesen Gedanken fort, und zum ersten Male legen sich Mann und Frau mürrisch

neben einander auf ihr Lager. Am andern Morgen ist sein Verdacht schon schwächer, aber noch nicht ganz vorüber.

Er glaubt an die Unschuld seiner treuen Frau, aber doch beschließt er sie zu beobachten. Er giebt eine scheinbare Ursache seines Verdrusses an, und alles ist wieder in Ordnung. Der junge Mensch kömmt wieder; der Mann beobachtet und sieht nichts, als daß der junge Mensch seine Verwandte zuweilen mit langen Bliken betrachtet, zuweilen mit Innigkeit die schöne Hand seiner Base küßt. Archidamia ist unbefangen. Ha! ruft er, der Abscheuliche liebt meine Frau, sie selbst ist unschuldig. Er redet mit Bitterkeit von dem jungen Menschen gegen seine Frau, nennt ihn einen Geken. Archidamia vertheidigt ihn. Der Mann wird bitterer, und seine Frau vertheidigt den unschuldigen Menschen mit der Wärme einer nahen Verwandtin. Man schweigt empfindlich von beiden Seiten.

So oft von dem jungen Menschen die Rede wahr, zeigt der Mann den Haß, den er gegen ihn fühlt, ohne je einmal den Grund davon zu sagen. Archidamia weiß die Ursache nicht, warum ihr Mann den Jüngling haßt. Sie vertheidigt ihn bei jeder Gelegenheit mit Hize. Auf einmal bemerkt der Mann an seiner Frau ein heimlich Thun. Er zittert. Archidamia vertheidigt den jungen Menschen nicht mehr, ja, der junge Mensch kömmt seltener, aber wenn er kömmt,

in den Stunden, da Laomedon abwesend ist. Die Frau schreibt sogar an den Jüngling, und zwar heimlich. Die Eifersucht entbrennt in seiner Brust. Endlich lauert Laomedon seiner Frau, die zuweilen, ohne zu sagen wohin, sich wegschleicht. Sie geht in das Haus einer Verwandtin. Sie kömmt nach einer Stunde zurük, und der junge Mensch führt sie nach Hause und nimmt vor dem Hause mit einem zärtlichen Handkusse Abschied.

Da entbrennt Eifersucht, Zorn und Rachsucht in lichten Flammen. Auf einmal ist Laomedon verändert; aus einem zärtlichen Ehemanne ist er auf einmal bitter, mürrisch, kalt, auffahrend geworden. Er verbirgt seine eingebildete Schande. Die Frau ist vollkommen unschuldig. Der junge Mensch liebt eine Anverwandtin Archidamia's, und ist geliebt. Allein die Aeltern haben andere Absichten mit dem Mädchen. Er entdekt Archidamien sein Herz. Sie will ihm wohl. Indeß man muß noch schweigen. Ihr Mann haßt den jungen Menschen. Sie verschafft ihm indeß Gelegenheit seine Geliebte zu sehen; allein, um allen Verdacht zu vermeiden, in ihrer Gegenwart, heimlich. Das sind ihre heimlichen Gänge, das ist ihr Briefwechsel.

Sie begreift nicht, was ihren Mann so verändert hat. Sie hält für Kälte, für verrauchte Liebe, was Eifersucht, was Liebe ist. Sie sucht den Grund auf, warum ihr Mann aufgehört hat

sie zu lieben, und findet ihn in einer hübschen Sklavin, die ihr Mann vor den übrigen auszeichnet. Nun steht Eifersucht gegen Eifersucht, Riese gegen Riese, Wuth gegen Wuth. Jedes verbirgt sein Geheimniß. Sie machen sich das Leben bitter mit Groll und tauben Vorwürfen.

Endlich in einem Anfalle von Zank, wo die Frau die Angreiferin ist, wirft ihr der Mann, um sich zu vertheidigen, und verlegen, weil er keine Beweise hat, seinen Verdacht, allein mit unentschlossener Stimme, vor. Dieser Vorwurf, so verlegen der unschuldigen Frau gemacht, erhöhet ihre Wuth. Sie lacht laut auf im bittern Grimme, und antwortet das Unschiklichste, was sie antworten konnte. Ja, ruft sie: ich wollte er wäre hier, vor deinen Augen wollte ich ihn an das beleidigte Herz drüken! Du hast Recht, ich liebe ihn wenigstens mehr als dich. Hätte nicht die Eifersucht den Mann blind gemacht, so hätte ihn diese Redart allein von seinem Verdachte heilen müssen. Aber hat die Leidenschaft Augen?

Er springt auf, ruft: du Schaamlose! du verächtliches wollüstiges Weibsbild! und verläßt hohnlachend das Zimmer. Die Frau, sich ihrer reinen Unschuld bewußt, also zu stolz, die Versöhnung zu suchen, und in dem festen Glauben, daß ihr Mann nur mit diesem aus der Luft ergriffenen Verdachte ihren Vorwürfen entgehen will, und also zu erbittert, ihm gute Worte zu geben, vermehrt den Verdacht und die Wuth des

Mannes. Sie schreibt täglich zwei Billets an den jungen Menschen, worin nichts steht, als ein Gruß an seine Geliebte, eine Bitte um ein Stikmuster, und diese Billets sendet sie mit auffallender Offenheit weg. Sie geht ganze Tage weg, und kömmt um Mitternacht erst wieder, und immer begleitet sie der Jüngling. Mit ihrem Manne redet sie nicht ein Wort. Sie lieben sich beide, sie fühlen sich unglüklich, und ihre Liebe hat die Natur des Hasses angenommen. Sag, wo ist hier ein Verbrechen? wo eine Schuld? Unbesonnenheit von beiden Seiten: höre die Folgen dieses Mißverständnisses.

Noch immer wissen nur beide Eheleute das schrekliche Geheimniß. Der Mann ist noch immer willens, seine geliebte Archidamia wieder aufzunehmen, wenn sie voll Reue zurükkehrt; die Frau ist zu demselben entschlossen, und sie drüken immer tiefer den Stachel des Hasses in ihre Herzen. Der Mann verzweifelt endlich an der Besserung seiner Frau, die Frau an der Liebe des Mannes. Nach einer Szene voll Zorn und Leidenschaft geht er zu ihren Verwandten und klagt sie der Untreue mit dem Jünglinge an. Die Verwandten kommen, um ihr Vorstellungen zu machen. Sie hält das, wie natürlich für ein Mittel, das ihr Mann gebraucht, um ihrer los zu werden. Sie springt wüthend auf, ergreift ihre Tochter, drükt sie an ihre Brust, sagt mit giftiger Stimme zu ihrem Manne: elender, niederträchtiger Mensch! Ja,

ruft sie, ich hasse diesen Menschen mehr als ich sagen kann, und so verläßt sie mit ihrer Tochter das Haus ihres Mannes, und bezieht ein kleines Häuschen in der Burg. Eine Erklärung, daß der Jüngling ein anderes Mädchen liebe, ist nicht möglich, weil alle Verwandte gegen den Jüngling eingenommen sind, und er also seine Geliebte würde verloren haben. Auch ist Archidamia zu stolz, zu unschuldig und zu erbittert, diese Erklärung zu thun.

Kurz die Ehe wird getrennt; und ein Mißverständniß, eine Kleinigkeit, ein Mangel an Vertrauen, reißt zwei Herzen auseinander, die geschaffen waren, sich ewig zu lieben. Beide, Mann und Weib, sind überzeugt, daß sie unschuldig, daß sie treulos sind. Der Mann ist höchst unglüklich; die Hoffnung sich an seinem ungetreuen Weibe zu rächen, bringt ihn dahin, die Sklavin, die seine Frau im Verdacht hatte, zu liebkosen. Das Mädchen ist hübsch, lokend, und der Mann begeht das Verbrechen, das ihn, ehe er es begieng, unglüklich machte. Die Sklavin wird schwanger, und Archidamia, die ihn bis jezt noch liebte, stirbt beinahe vor Verdruß, wie sie das hört, und sagt nur: seht ihr, hatte ich nicht Recht? der Bösewicht!

Der Jüngling, Telamon heißt er, verliert durch den Haß, den Archidamia's Verwandte auf ihn geworfen haben, seine Geliebte. Archidamia ist allein seine Freundin, weil sie seine Unschuld

allein kennt. Er besucht sie. Das junge Weib ist reizend; sie sind beide von Einem beleidigt, beide unglüklich. Sie sind täglich zusammen. Seine Freundschaft wird Liebe. Lange widersteht die unschuldige Archidamia seinen Bewerbungen. Nun ist ihres Mannes Sklavin schwanger, das lezte Band ihrer Tugend ist zerrissen. Sie will Rache! sie fällt, und um ihrem Manne zu zeigen, daß sie ihn nicht mehr liebt, nimmt sie Telamons Besuche öffentlich an. Sie lebt von ihrem väterlichen Vermögen. Die Stadt zählte sie nun unter ihre gutwilligen Weiber mit auf. Sie war eine Zeitlang durch ihren üblen Ruf unglüklich, und jezt thut sie alles, um ihren bösen Ruf zu erhalten. Ich habe nichts, sagte sie mir mit Thränen, als meine Tugend. Der Bösewicht, mein ehemaliger Mann, hat mir den Ruf der Unschuld genommen, und nun ist mirs gleichgültig, was Athen von mir denkt. Ihr Männer, sezte sie kopfschüttelnd hinzu: seid alle Ungeheuer, sinnliche, wollüstige Ungeheuer, keiner Treue fähig! Ihr glaubt von uns dasselbe, sagte sie mit Heftigkeit, weil wir euch zu sehr lieben, um euch etwas abzuschlagen, worauf nur ihr einen solchen Werth legt! O, sezte sie mit herzlicher Betrübniß hinzu: ich liebe den Bösewicht noch immer!

Nun aber, Diogenes, sagte Laon: mit alle dem sehe ich nicht, wie du mit der schönen Frau in ein liederliches Haus geräthst.

Die Folgen dieses unglüklichen Mißverständnisses sind noch nicht zu Ende, und du wirst daraus sehen, wie wenig es bedarf, um den Menschen zum Ungeheuer zu machen; daraus sehen, daß der Mensch, auch der Tugendhafte, keiner Gottheit öfterer opfern sollte, als dem Glüke, das ihm über die schlüpfrigen Stellen im Leben weghilft.

Mein Triumph über meine gute Handlung war nun neun Zehntheile zusammengeschrumpft, nachdem ich Mann und Weib gesprochen, und aus der Vergleichung und Erforschung aller kleinen Umstände der Erzählungen von beiden die Wahrheit herausgebracht hatte. Ich hatte sie also unglüklich gemacht, und wenn ich gewußt hätte, was ich jezt weiß, ich würde den Priester der Ceres nicht besucht haben. Von dem ganzen Triumphe meiner Tugend blieb mir also nichts übrig, als die Ueberzeugung meiner guten Absicht, und diese freute mich nicht; ich brauchte sie gerade, um mich zu trösten über alle das Unglük, das ich gestiftet hatte.

Ich ließ geschwind den Ausruf: die Tugend macht glüklich! fahren, den ich immer im Munde führte, und ich fand, daß die Tugend eine Pflanze eines künftigen Lebens sei, deren Saamen wir hier mit Mühe und Arbeit in unser Herz legen, pflegen und warten sollen, bis sie jenseits des Lethe Blüthen und Früchte trägt.

Ich machte einige Versuche, zwar mit halbem Muthe, denn ich mochte mich nicht gern noch einmal in ihr Geschik mischen, beide Eheleute wieder zu versöhnen. Es war unmöglich, der Mann konnte ein Weib, das in so einem Rufe stand, nicht wieder zu sich nehmen. Ich that dann, was alle Menschen thun, die vor ein Paar Unglüklichen stehen. Ich predigte ihnen Moral; ich zeigte ihnen, wie ihr Unglük entstanden war, und daß sie es hätten vermeiden können, und nun fragte ich nach meiner Tochter, Diogenien. Die Mutter seufzte. Ich ahnete gleich nichts Gutes.

Wie die Mutter in den bösen Ruf gerieth, fanden sich die jungen Wollüstlinge Athens um sie her. Ihr Ruf ist nun einmal verlohren. Sie bedarf der Zerstreuung, sogar der Unterstüzung, da ihr väterliches Vermögen kaum hinreichte, ihre nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, und eine junge hübsche Frau bedarf doch Schleier, Bänder, Ringe Schnallen, Mäntel. Sie nahm also die Besuche der jungen Männer an, die Telamon, der ihrer müde wurde, ihr nach und nach zuführte. Sie sezte ihren übrigen guten Ruf dabei vollkommen aufs Spiel, aber wie sie mir mit heissen, aufrichtigen Thränen versicherte, nie ihre Tugend: Ich habe Ursache, ihr das vollkommen zu glauben. Du kennst mich.

Ihre Tochter wird also in diesem verführerischen Kreise erzogen. Das Mädchen, geschmükt immer, wie eine Göttin, wird eitel. Sie sieht

ihre Mutter beständig von hübschen, jungen Männern umringt, hört Reden, Gespräche, die eben von diesen Herren nicht so abgewogen werden, daß sie für das Ohr eines achtzehnjährigen Mädchens passen. Der Unterricht selbst, den sie von ihrer Mutter erhält, und der darauf hinausläuft, daß kein Mann treu ist, daß ein Mädchen nichts thörichters thun könne, als einen Mann lieben, weil jeder Mann die Liebe mit Undank belohnt; daß der Mann kein anderes Gefühl hat, als das Gefühl der Wollust, was sie aus ihrer Erfahrung sehr wohl wissen konnte. Dieser Unterricht, auch wenn er vollkommen wahr wäre, taugte eben so wenig für das Kind und für das erwachsene Mädchen. Wehe beiden Geschlechtern, wenn sie sich einander nichts zutrauen als Verbrechen! Sie zwingen sich alsdann, sie wirklich zu begehen. Das Mädchen verlor also früh die reine Unschuld, die arglose, hingebende Unschuld der Seele. Sie betrachtete die Männer schon früh als einen Haufen Feinde, die sie betrügen wollte, und die sie überlisten müßte. Sie hielt Schönheit für den einzigen ächten Werth des Weibes, und Buhlerei für die Waffen desselben.

Als ein zwölfjähriges Mädchen, war sie schon eine feine kluge Buhlerin, welche die Männer, die ihre Mutter besuchten, zu Narren hatte. Sie zog einige junge Männer schon an sich, um ihrer gegen ihre Mutter zu spotten. Da hub sich das Mutterherz Archidamia's aus dem finstern Meere

von Männerhaß, das in ihrer Brust lag. Sie sah die Gefahr ihrer Tochter. Ihr Instinct, ihr Herz sagte ihr, daß Liebe, heisse arglose Liebe, troz dem Undanke, troz der Treulosigkeit der Männer dennoch glüklicher machte als Buhlerei und Wollust. Sie wollte ihre Tochter retten, ihr Herz, ihr Glük retten. Sie verbat sich von diesem Augenblike an alle Besuche der jungen Herren, und ihr Haus wurde still und keusch, wie der Tempel der Ceres. Aber zu spät für ihre Tochter.

Ich sah das Mädchen, ein reizendes holdes Geschöpf von fünfzehn Jahren. Ihr Blik war fein, listig, und dennoch unbefangen und unschuldig. Ich fange mit ihr an zu reden, und finde einen gewandten Geist, der in jeden Ton stimmte, den ich anschlug, voll Wiz, voll Leben. Ich ließ mich mit ihr ein, und ich schien es ihr anzumerken, daß sie nicht übel Lust hatte, sogar an mir ein Probestük der Buhlerei zu machen. Ich fand sie nicht so schlimm, und schlimmer noch als sie die Mutter mir beschrieben hatte. Ich wendete das Gespräch bald so, bald so. Sie sah mich forschend an und blieb im Mittel, ohne den Freigeist und ohne die Fromme zu spielen. Doch entfuhren ihr dann einige Male, wenn ich sie in ein eitles Lachen gebracht hatte, Anmerkungen, die mir zeigten, welch' eine elende Philosophie auf dem Grunde ihrer Seele lag. Genuß, mäßig, um lange zu genießen, verstohlen, um

doppelt zu genießen; das war im kurzen ihr System. Ich äusserte ein ähnliches, um sie vertraut zu machen, und wenn ich am besten mit ihr daran zu seyn schien, so sagte sie lachend: man müßte wahrlich sehr einfältig seyn, um einem von euch, auch dem Allersonderbarsten, zu trauen! Ich machte den Versuch, ernsthaft mit ihr zu reden. Ich glaubte, ihre Seele schwämme in heissen Thränen, so unschuldig ließ es ihr. Sie hätte mich auch sicher betrogen, wenn sie hätte dem Triumph entsagen können, mich merken zu lassen, durch ein Lächeln, oder eine leichte Bemerkung, daß sie mich betröge. Kurz es war eine schlüpfrige Schlange, die nirgends fest zu halten war. Sie liebte nichts als sich selbst und ihre Mutter; alle andere Menschen schienen ihr nichts als Werkzeuge zu ihrer Unterhaltung.

Ich fragte ihre Mutter, ob das Mädchen keinen Liebeshandel führe. Sie versicherte, nein. Auch glaubte ich das, weil sie sehr ärmlich, obgleich geschmakvoll, gekleidet war. Das Mädchen hieß nach meinem Namen; man hatte sie meine Tochter genannt. Es bedurfte vielleicht nicht einmal so viel, um mich für sie zu interessiren. Ich beobachte die Abende durch das Haus, wo sie wohnt. Ihre Mutter hatte mir von einer Alten gesagt, die sich an sie dränge. Ich sehe ein altes Weib, die Kuplerin Iphis, mit ihr sehr angelegentlich reden. Ich folge dem alten Weibe, wie es geht, bis vor ihr Haus. Du bist ein Frem=

der, redet mich die Alte mit einem Gesichte voll freundlicher Sünde an. Ich schien auf sie zu warten. Willst du eintreten? Ich trat ein. Mit einigen Wendungen bietet sie mir ein Mädchen an. Ich lächle. Wer war die Kleine, fragte ich, mit der ich dich reden sah? Hast du mir die anzubieten, so verstehe ich großmüthig zu seyn. Behüte mich die Schuzgöttin Athens, sagte die Alte erschrekend; eine freie Bürgerin Athens, eine Alkmäonidin. Es ist wahr, sezte sie hinzu: eine Grazie. Aber woher bist du? Es würde Geld und Mühe kosten, das Mädchen habhaft zu werden, aber eine zweite Aspasia wäre das Mädchen. So redete die Alte, und ich drükte ihr einige Goldstüke in die Hand. Ich bin jezt Herr über ein ganzes Talent, mein Erbe aus Sinope, nachdem mein Prozeß entschieden ist.

Nun wurde die Alte geschmeidiger. Ich verlangte vor der Hand nichts zu wissen, als was sie für Absichten mit dem Mädchen hätte. Die Alte log, und ich fieng sie. Ich ließ eine Börse mit Gold sehen, und ich erfuhr die Wahrheit. Das Mädchen ist schön, sagte sie, und eitel, aber arm. Ich hätte sie längst, wenn ihre Mutter, die ehemals mitgemacht hat und nun frömmelt, mir nicht im Wege stünde. Das Mädchen bildet sich ein listig zu seyn. Sie sezt einen hohen Werth auf ihre Umarmung, und macht die höchste Verschwiegenheit zur Bedingung; und dennoch glaub' ich, hat sie Lust mich anzuführen.

So jung, so voll, so feurig, und doch, wenn ich ihr die schönsten Jünglinge Athens vorschlage, so kalt, so ekel. Sie hat schon hundertmal eingewilligt zu mir zu kommen, und immer nimmt sie ihr Wort wieder zurük; aber ich hoffe, sie soll sich bald ergeben. Ich habe ihr einige Puzsachen gegeben, zu denen noch tausend andere Dinge gehören, die sie nicht anzuschaffen weiß.

Ich bat die Alte mir Nachricht zu geben, wenn sie eingewilligt hätte. Sie versprach das, und ich versprach ihr dagegen, sie reich zu machen. Ich traute der Alten nicht, darum lauerte ich alle Abende auf die schöne Diogenia; darum gieng ich alle Abende zu der Alten ins Haus um zu hören, wie weit sie sei. Die Alte sprach bald so, bald so. Sie wollte durchaus wissen, welchen Preiß ich auf das schöne Mädchen sezte, und über ihren Namen war sie vollkommen stumm, so oft ich auch deshalb in sie drang. Ich merkte, daß sie das Mädchen einem andern bestimmt hatte; denn ihre Unterhandlungen mit Diogenien wurden von Tage zu Tage angelegentlicher.

Endlich sah ich einen Abend, daß Diogenia im Gespräch mit der Alten war. Das Mädchen schwankte. Die Alte schmeichelte, liebkosete. Ich stand unter einem Portal gegen über, völlig bedekt. Auf einmal zog die Alte einen dichten langen Schleier hervor, warf ihn über das Mädchen, und nun zog sie es über die Gasse hinab.

Das Mädchen sträubte sich, aber gieng doch endlich mit Zögern neben der Alten her. Ich flog zu Archidamia; schnell deinen Schleier, und komm, deine Tochter zu retten, oder sie ist verloren, rief ich.

Die Mutter wollte wissen, ich trieb sie. Sie nahm den Schleier über, und gab mir den Arm. Ich führte sie zu der Kuplerin Hause. Die Tochter liebte die Mutter aufrichtig, ich wollte das Mädchen mit ihrer Mutter überraschen; der Schmerz der Mutter, ihre Tochter in einem Hurenhause zu finden, sollte das Herz der Tochter erschüttern; anders, mein Freund, war diesem verkehrten Herzen nicht beizukommen, das sah ich, als durch einen heftigen zerschmetternden Schlag.

Die Alte stand in der Thüre, wie ich mit der Mutter kam. Kann ich, fragte ich, ein Zimmer haben, Mutter? Diese Dame will aber unbekannt bleiben, so verborgen als möglich. Sie schlich schweigend vor mir und führte uns in einen Gang. Ich blieb bei der ersten Thüre stehen. Dieses? fragte ich: wenn du willst, sagte die Alte. Nein, das ist zu nah am Eingange. Dieß, sagte die Alte beim zweiten; auch zu nah, sagte ich. Dieß sagte ich, weil die Alte vor einer Thüre stehen blieb, und uns winkte still zu seyn. Nein, flüsterte sie, da ist jemand. Sie führte uns ein Zimmer weiter. Wir giengen hinein; die Alte gieng wieder heraus. Ich trat nun vor die Thüre

des Zimmers, das besezt seyn sollte, horchte und hörte Diogenia's Stimme. Ich rief die Mutter. Ein Stoß, die Thüre flog auf, und ich und die Mutter traten hinein. Eine leichte Dämmerung war im Zimmer. Diogenia schrie auf, wie sie Menschen sah. Noch erkannten wir uns nicht. Die Alte, die den Lärmen der aufgestossenen Thüre hörte, kam mit einer Fakel. Da erkannten Mutter und Tochter sich. O ihr rächenden Götter! rief die Mutter: meine Tochter hier? und sie schlug die Hände über dem Haupte zusammen. Diogenia stand da, ohne Schleier, den schönen Busen ohne Hülle, wie in den Boden gewurzelt. Sie riß sich, wie die Thüre aufflog, aus den Armen eines Mannes, der sich in einen Winkel verbarg.

Es war ein furchtbarer Anblik. Eine Todtenblässe überzog das Gesicht der Tochter. Endlich sank sie wie eine Maschine ihrer Mutter zu Füssen, und umfaßte ihre Knie. Die Mutter wendete sich mit dem Oberleibe von der Tochter ab, strekte die Arme gen Himmel, und rief mit der Stimme des zerschmetterten Herzens: O ihr Götter! o ihr Götter! meine Tochter hier in diesem Hause! meine Diogenia an diesem Orte der höchsten Schande! Sie schlug ihre Arme um mich, und rief: o Diogenes, warum rettetest du die unglükliche Archidamia? Ich glaubte, höher könnte die Furchtbarkeit dieser Szene nicht steigen, und sie stieg bis zu einer gräßlichen Höhe.

Archidamia! rief der Mann, der sich in dem Winkel verbarg, mit einer Stimme, welche die Furien aus dem Abgrunde hervor zu rufen schienen, so gräßlich klang sie. So bedeke mich, Nacht der Unterwelt! bedeke den unglüklichen Vater! Er trat hervor, er schwankte, er stürzte auf die Knie, er stieß die gräßlichsten Verwünschungen gegen sich selbst aus. Es war Laomedon, es war Archidamia's Mann, Diogeniens Vater.

Ich sah es, Archidamia sah es. Die Mutter sank sinnenlos mit einem Zettergeschrei in meine Arme. Die Tochter wußte noch nichts. Sie fuhr wie wild bei dem Geschrei der Mutter auf, und flog auf die Mutter zu, um ihr zu helfen. Mit kalter Verzweiflung trat nun Laomedon vor mich hin, sagte im dumpfen Tone, und ergriff seine Tochter wild beim Haare: Laß sie gestehen, Diogenes! Noch ist das Verbrechen nicht vollbracht. Gesteh, gesteh, Diogenia, du Rachegöttin, gesteh! Wer bist du? rief das Mädchen, ängstlich die Hände nach mir ausstrekend.

Ach, sie weiß es noch nicht, wer ich bin, schrie er jauchzend: so stirb! rief er, und zukte den Dolch, ehe du erfährst, daß ich dein Vater bin! Ich fiel in seinen Arm. Vater! wiederholte Diogenia dumpf, mit zitternder Stimme. Ein heftiger Schauer ergriff sie. Sie wollte ihr Gesicht in die bebenden Hände verbergen, und so sank sie, ohne Bewußtsein, neben ihrer Mutter nie-

der. Ich wußte nicht mehr, wem ich zuerst beistehen sollte. Ich hätte dem Manne den Dolch entreissen mögen, um ihn gegen mein eigenes Herz zu werden. Ich rang mit ihm und er rannte den Dolch in seine Schulter, er glaubte das Herz zu treffen. Ich entkräftete den Stoß.

Ich entriß ihm den Dolch, den er aufs neue aufhob, und warf ihn aufs Ruhebette. Er sprang wieder auf, um sein Weib und seine Tochter mit mir aufzurichten. Sein Blut strömte über beide hin. Wir brachten die Mutter auf das Bette. Die Tochter schlug zuerst wieder die Augen auf, sie warf ihren Blik auf ihren Vater, der von Blut überströmt war. Sie fuhr voll Schreken zusammen. Sie warf ihren Blik auf ihre Mutter, die todtenbleich da lag, und fuhr zusammen.

Hilf mir, sagte ich sanft zu ihr, deinen Vater verbinden. Sie riß das Gewand von ihrer Brust. Wir verbanden ihn, und währendes sank er in Ohnmacht. Er hatte viel Blut verlohren. Wir brachten ihn neben Archidamien auf das Ruhebette. Nun faßte ich ihre Hand, und sagte sanft: Sieh hin, Diogenia, deine Mutter war einmal schwach, und doch aus Liebe. Sie fiel mit deinem Vater, und sie brachte sich dadurch an den Rand des Elendes; ich rettete sie beide von der Verzweiflung, und das Schiksal war noch nicht versöhnt. Sieh, da sind die Folgen einer Unvorsichtigkeit: Mann und Weib, die sich liebten, getrennt; die Tochter in einem Hurenhause, ihr

eigner Vater in den Armen der Tochter. Der Vater Selbstmörder, die Mutter im Sterben vor Verzweiflung. So hart bestraft das Geschik eine Unvorsichtigkeit. Diogenia, wie soll das Geschik dich strafen, die du nicht aus Liebe, sondern aus Eitelkeit, aus Vorsaz fallen willst? Denke, wenn dein Genius mich nicht noch früh genug hieher geführt hätte!

Bin ich noch nicht gefallen? fragte sie zitternd und erschüttert. Noch nicht, Diogenia, sagte ich sanft: auch steht der Weg zur Tugend dir offen. Meinst du, sagte sie mit heftigem Weinen, daß ich je von jezt an fallen kann, so, ich beschwöre dich, so tauche diesen Dolch — sie nahm ihn vom Boden auf, und drang ihn mir auf — in mein Herz.

Nein, bei den Göttern! rief ich, du wär'st ein Ungeheuer, wenn noch eine Versuchung dich überwinden könnte.

Bei den Göttern! rief sie, und sank vor ihren Aeltern auf die Knie, faßte die blutigen Hände, und küßte sie: meine Tugend ist auf ewig gerettet. Da schlug ihre Mutter das matte Auge auf. Ist sie das, mein Kind? fragte sie. Auf ewig! antwortete das Mädchen mit einem Tone, der von ihrer durchaus erschütterten Seele zeugte.

Jezt erwachte der Vater. Die Tochter verbarg ihr Gesicht an meinem Busen, und so rief sie: Vater, versöhne dich mit meiner Mutter. Laomedon sah sein Weib an, sie ihn. Sie lächelten

beide schmerzhaft. Sie kannten durch mich ihre Begebenheiten. Archidamia warf sich an seine Brust.

Auf einmal drangen die Nachbarn in das Zimmer. Die Alte, die anfangs weggelaufen war, hatte Lärmen gemacht. Einige erkannten mich, andere Archidamia und Laomedon. Man fragte, man lärmte. Diogenes von Sinope, hier in diesem Hause! riefen einige lachend. Die Alte zeigte die Frau, mit der ich gekommen sei. Man lachte, man spottete. Wir giengen hinab; Archidamia gieng mit ihrem Manne nach Hause. Leb wohl! rief Diogenia, und umarmte ihren Vater; wir sehen uns nie wieder. Sie verlor sich in das Gedränge.

Diogenes in einem Hurenhause, rief man mir zu. Wollte der Himmel, sagte ich, in euren Tempeln giengen oft solche Szenen vor, wie diese in dem Hurenhause war, dann wären die Tempel Tempel der Götter. Ich suchte meine Kleine im Gedränge auf. Ich faßte ihre Hand. Die Alte näherte sich, und bat mich laut genug um den Preiß für das Mädchen. Ich antwortete nicht und gieng. Oder, rief sie hinter mir her: den Preiß für das Zimmer, worein du des Schazmeisters Frau führtest, und ihren Mann verwundetest. Ich schwieg und gieng. Sehet, schrie sie, so entführt mir der philosophische Wollüstling meine schönsten Mädchen. Ich hörte noch lange hinter mir her lachen, und mir standen die Augen

voll Thränen der Freude. Ich brachte das Mädchen in meine Hütte.

Laon. Bring das Mädchen zu mir, Diogenes, und sei mein Freund. Sie soll meine Tochter seyn. Bei den Göttern, du hast Recht, sie wäre ein Ungeheuer, wenn noch eine Versuchung sie überwinden könnte. Und du hast Recht, ich habe mich geschämt, und mehr als einmal, daß ich Mistrauen gegen den Diogenes fassen konnte.

IV.

Diogenes Tonne.

Dion. So ganz und gar, lieber Diogenes, wirst du dich nicht rein brennen, wenn ich dir auch alles zugebe; und so wie du dein Leben erzählst, erhält es freilich eine andere Farbe, als wenn die Philosophen es erzählen —

Diogenes. Ja, die Philosophen! Freilich, da bin ich der eitle Thor, der mit seinen Seltsamkeiten sich gern bei den Griechen möchte ins Gerede bringen. Urtheile du selbst; ich habe dir meine Begebenheiten erzählt, ob mein Leben oder mein Charakter sonderbar ist. Ich meine, das erste.

Dion. Wie du es stellst, freilich. Aber ganz rein, wie gesagt, wirst du dich dennoch, selbst in meinen Augen, nicht brennen. Welch ein Einfall, welch ein seltsamer Einfall, eine Tonne zu seinem Hause zu machen! Gesteh nur, Diogenes, es war eine Grille, mit der du glänzen wolltest.

Gute Götter! rief Diogenes sehr ernst, stand auf, und schlug die Hände betrübt zusammen.

Glänzen! Er gieng den Gang hinab, dann kehrte er zurük, und sezte sich wieder neben seinen Freund. Er faßte Dions Hand und sagte bewegt: Diese Tonne, Freund, diese Tonne! Es wohnte vor mir ein Mensch drinn, und jezt noch ist sie bewohnt, jezt noch, und von einem Menschen, der in dieser Tonne lernte ein Mensch seyn. O wenn du wüßtest, wie ich zu dieser Tonne kam, zu dem Einfalle in dieser Tonne zu wohnen, du würdest mich einen platonischen Schwärmer heissen, und keinen eitlen Thoren. Wahrhaftig ich wollte mit der Tonne nicht glänzen. So oft ich noch jezt nach Korinth komme, schlafe ich noch immer eine Nacht in der Tonne, und beneze sie mit heissen Thränen.

Dion. Nun? Du hast mich neugierig gemacht. Erzähle mir.

Diogenes. Erinnere dich, daß wir beide in Athen lebten. Du giengst nach Asien, und ich verließ kurz darauf Athen. Was sollte mich weiter in Athen halten? Man schrie mich für einen Sonderling aus, weil ich des reichen Morons Kupfer nicht seyn wollte, für einen Eunuchen hielt man mich, weil ich meines ehrlichen Hauswirths Tochter nicht verführt hatte, die eine Art von Liebe zu mir fühlte; für einen Gotteslläugner, weil ich zwei Minen, für die ich mich sollte in die Mysterien zu Eleusis einweihen lassen, einer armen Familie gab; für einen Menschen ohne Muth, weil ich gegen den

Oberpriester, der mein Feind war, nicht falsch zeugen wollte. Genug ich stand nicht an meinem Plaze. Ich gieng — nach Korinth, nicht weil ich hoffte dort einen andern Schlag Menschen zu finden, nein! sondern um eine Mahlzeit zu verdauen, die ich bei dem reichen Wollüstling Leontes einnehmen mußte, um ihn zu bereden, ein Paar arme Leute glüklich zu machen. Ich erhielt meinen Zwek. Er fand sich geschmeichelt, daß Diogenes bei ihm von zwanzig Gerichten aß, zwanzig Weine bei ihm kostete. Ich aß und trank mein Gift geduldig in mich hinein, mein Paar war gerettet, und den andern Morgen geh' ich den Weg nach Korinth, um, wie gesagt, Leontes Mahlzeit zu verdauen.

Die Reise wirst du ohne Zweifel wieder seltsam finden. Ich habe auch nichts dagegen, wenn du die Reise der jungen Athener, Sparter, Epiroten simpler findest, die Reisen, um als Thoren, oder Bettler, als Schwelger oder Gerippe wiederzukommen, und sich dann zu Jedermann hinpflanzen, um mit der Zahl der Säulen an Dianens Tempel, mit der Beschreibung einer Felukke, auf welcher sie die Gnade gehabt mit einem Satrapen spazieren zu fahren, aller Welt Langeweile zu machen. Ich reisete um eine Mahlzeit zu verdauen.

Dion. Nun aber, die Tonne! die Tonne!

Diogenes. Sie kömmt. Ich gehe den Weg vor mir hin, besteige hier einen Hügel, dort ver-

senke ich mich in ein Thal, und komme so glük-
lich vom Wege ab. Unbesorgt schlage ich mich
an die Küste; weil sie mich doch endlich nach
Korinth führen mußte. Ich fand überall meinen
Tisch an den Büschen, auf den Bäumen gedekt;
mein Nachtlager war eine Fischerhütte, oder auch
wohl ein Felsen, und so komme ich dem Isthmus
immer näher. Endlich hatte mich doch meine
Streiferei tief in die Klippen geführt, welche die
Erdenge bedeken. Rings um mich her Klippen,
schroff und hoch, kein Fußsteig, hie und da ein
kühles Thal voll Eichen, wilder Rosen und Brom-
beerranken, wodurch ein Bach hinmurmelt, in
der Ferne das Getöse der Wellen, die an dem
Klippenufer sich brechen. So ein Thal nahm
mich auf. Ich streke mich in die Rosen und
schlafe. Auf einmal brüllt der Wind in den
Felsen, das Getöse der Wellen wird donnernd.
Die Götter wissen, wie mir der Gedanke auf-
stieg, den Sturm des Meers anzuschauen. Ich
habe es so oft stürmen sehen. Ich erkletterte die
höchsten Felsen. Noch immer sah ich das Meer
nicht. Wie ich endlich den leztern Felsen am
Meer erstiegen habe, ist der Sturm vorüber, das
Meer wiegt sich ruhiger in der Bucht, und im
milden Sonnenschein liegt vor mir ein kleines
Thal am Meer, rings von Felsen umgeben. Ich
durchfliege das Thal mit meinen Bliken, und
da sah ich an einem Gebüsch ein Weib sizen,
das einen Säugling in ihrem Schooße hielt.

Keine Hütte rings um und doch das Weib. Eine Unglükliche! dacht' ich und stieg hinab, ihr anzubieten, was mein war. Wie ich ihr näher kam — ich hatte Zeit sie zu betrachten, sie bemerkte mich nicht — so sah ich in ihr ein junges, reizendes Weib, in ein kostbares Gewand gehüllt; das Gewand, obwohl sie allein war, war dennoch so züchtig um sie hin geschlagen, daß es ihre meisten Reize verhüllte, und nun weißt du, daß die Weiber mich mit Züchtigkeit zu Allem in der Welt machen können. Ich schleiche mich schon ehrerbietiger näher. Im linken Arm lag ihr Säugling. Mit der rechten Hand aß sie die Beeren und Feigen aus ihrem Schooße, und mit Thränen benezte sie jeden Bissen, den sie nahm.

Endlich hörte sie meine Schritte. Sie sah sich um, sprang auf, zitterte, drängte mir die Hand entgegen, als ob sie mich schon in der Ferne zurükdrängen wollte. Dann suchte ihr Blik in den Felsen hinter ihr, wahrscheinlich nach einem Wege mir zu entkommen. Ich blieb stehen. Ich sagte einige Worte, um ihre Furcht zu mildern. Sie antwortete nicht, aber ihre Thränen flossen heftiger. Ich bot ihr meine Hülfe an, sie über die Felsen wieder unter Menschen zu führen. Menschen! seufzte sie, und sie drükte ihren Knaben an ihr Gesicht. Endlich mußte sie meine Bekanntschaft machen. Sie erzählte mir mit wenig flüchtigen Worten, daß sie an dieser Küste Schiffbruch

gelitten und mit ihrem Sohne an das Ufer geschleudert sei.

Das war ihr Unglük nicht, das sah ich. Sie erzählte mit einer Art von Triumph den Schiffbruch, und in einem gleichgültigen Worte, das, wie ich nachher merkte, Beziehung auf ihr eigentliches Unglük hatte, brach ihr Herz in seinem Schmerze. Ich bedauerte ihr Geschik, bot ihr nochmals meine Hülfe an. Sie schüttelte leise den Kopf, betrachtete mich mit mißtrauischen Bliken, und ließ mich deutlich merken, daß sie mich fürchtete, mehr fürchtete als die wilde Einsamkeit. Ueber dem Gespräch war die Sonne untergegangen. Ich sagte lächelnd: so ungern du mich auch hier siehst, so wirst du mir dennoch erlauben müssen; eine Nacht hier in deiner Einsamkeit zuzubringen, oder willst du, daß ich zwischen den Felsen dort oben zerschmettert werde?

Sie warf einen Blik auf die Felsen, legte die Hand an die Stirn, und sagte langsam: ich bin so unglüklich! Gute Götter! rief ich hier unfreiwillig: wie viel Verbrechen mußten dazu gehören, diese arglose Seele so mistrauisch zu machen! Ich bin ein Mensch — mit den Worten wendete ich mich an sie — ich fürchte die Götter, und der Götter Freunde, die Unglüklichen. Traue mir, du Verlassene! In der That, ich war tief bewegt, wie ich das sagte, und mein Auge schwamm in Thränen.

Laut, laut fieng sie an zu weinen, und reichte

mir die Hand. Unser Bund war geschlossen. Ich suchte mir ein Lager zwischen den Felsen, und sie verschwand an der andern Seite zwischen den Felsen. Am andern Morgen kamen wir wieder im Thale zusammen. Ich erkundigte mich nach ihrer kleinen Wirthschaft, Ich nahm ihre Hand, ich sagte ihr voll Mitleiden: wie beklag' ich dich, ohne Hütte, ohne Obdach, allem Ungestümm des offnen Himmels preis gegeben! Sie lächelte. Ich habe eine Hütte, lispelte sie. Ach! sie paßt zu meinem Elende, sezte sie hinzu. Sie führte mich um einen Felsen; da lag eine Tonne, die der Sturm ebenfalls ans Ufer geworfen hatte, eins von den grossen Wassergefäßen. Das ist meine Wohnung, sagte sie: und mein Lager! Das Lager bestand aus Schilf und Baumblättern. Ich betrachtete mit finstern Bliken das Lager, auf welches die Götter und das Verbrechen der Menschen die Unschuld gebettet hatten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr das zu sagen. Und doch sagte sie mit wieder hervorbrechenden, ich glaube gar, dankbaren Thränen: und doch bin ich hier glüklicher, als ich jezt irgendwo sonst seyn könnte.

Ich bat sie mit mir zu gehen, und die wilde Einsamkeit zu verlassen. Sie schüttelte sanft den Kopf. Mein Unglük, sagte sie endlich auf mein wiederholtes Dringen, hat mich zu schwach gemacht, die Felsen zu ersteigen. Laß mich hier die wenigen Tage noch ruhig leben! Jezt sah ich

erst, was ich bis dahin, ich weiß nicht warum, nicht bemerkt hatte, daß ihr blaues Auge erloschen, die frische Farbe von ihren Wangen weggenommen war. Ich sah mit Erschreken das sanfte, blasse Gesicht, das dem Tode zulächelte, hörte mit Erschreken die leise matte Stimme, die, wie die Töne des Schwans, den nahen Tod ankündigten.

Meine Bekanntschaft; die ich nicht übereilen wollte, wurde nun schnell die zärtlichste Freundschaft. Nach und nach faßte ihr Herz Zutrauen zu mir. Sie saß nun schon eine halbe Stunde neben mir, und erheiterte ihren Kummer in den Erzählungen von der Liebe gegen das Kind und von der Sorge für sein Geschik. O ich könnte Jahre lang so gesessen, ihre Hand an meine Brust gepreßt, meine nassen Augen starr auf ihre erloschenen nichts mehr verlangenden Blike geheftet, und so diesen schönen Lippen zugehorcht haben! O ist denn nicht Elend genug da, das die Götter senden? müssen denn noch die Menschen, die Fakel der Furien in den Händen, die seltenen Freuden, welche die Unschuld noch besizt, tödten? — Die Geschichte dieses Weibes hat mir auf lange die Menschen verekelt; bis dahin hatte ich den Menschen verlacht, ich stand auf dem Punkte, ihn zu verwünschen. Das war die Tonne!

Dion. Und die Geschichte des Weibes? Du bist noch nicht fertig?

Diogenes. An einem schönen Abende saß ich neben Chariklea, so hieß sie — auf einem Felsen. Sie ruhete an meiner Schulter, und eine von ihren Händen lag sanft in meinem Schoose. Sie erzählte mir bis in die sinkende Nacht ihre jammervolle Geschichte.

Sie war aus Andos, einer kleinen Insel im Meerbusen. Im fünfzehnten Jahre heirathete sie den schönen Kallias. Bei der Beschreibung der glüklichen Tage ihrer ersten Liebe und ihrer Ehe vergaß sie auf Minuten ihr jeziges Elend. Eine blasse Röthe stieg in ihre Wangen, ein leichter Strahl belebte ihr Auge, ihr Busen erhob sich sanft und leise unter dem Gewande. Mir war das ein Beweis, daß sie die Wahrheit redete, wie sie mir sagte, daß der Genuß der sinnlichen Freuden die kleinste ihrer Freuden gewesen war. Dabei hob sie die schönen Augen empor, sprach mit Entzüken von den verflossenen Tagen, und sah dabei mit großen fröhlichen Augen ins Meer hinaus, als ob sie die Insel und die Hütte darauf suchen wollte, wo sie so glüklich gewesen war. Und bei dem ersten Gedanken an ihr Elend, erlosch das Feuer in einem Auge in den Thränen, die sie vergoß. Sie hob den Säugling auf an ihre Lippen und überschwemmte ihn mit Küssen und Thränen.

In den Armen der Unschuld, der Tugend, der Liebe lebt sie ein Jahr lang, unendlich glüklich Ein reicher Korinther, Melon, der in An-

dos ein Landhaus hat, sieht sie bei einem Feste. Die Schönheit des Weibes reizt den Wollüstling. Er bietet Gold, Perlen, Edelsteine, Landgüter für eine Nacht in ihren Armen, und wird mit Verachtung abgewiesen. Er will sie entführen. Kallias holt ihn ein, da er das schöne Weib fortschleppt. Er wirft die Sklaven auseinander, stürzt den feigen Wollüstling nieder, und führt sein Weib heim. Melon ist ruhig. Auf einmal wird Kallias vor die Zehnmänner gefordert. Man liest Documente, hörte Zeugen ab. Man zukt die Achseln, man bedauert Kallias unglükliches Geschik, man verweise ihn auf die Götter, und läßt ihn als Melons Sklaven abführen. Melon reißt Chariklea, die ihren Mann umklammert hält, aus seinen Armen. Der Mann wird gefesselt und nach Korinth in die Bergwerke gebracht.

Eine Nacht in des Wollüstlings Armen ist der Preiß, um den das schöne Weib ihren Mann befreien kann. Ihre Keuschheit und ihre Liebe kämpfen den marterndsten Kampf in ihrem Herzen. Sie wankt. Sie wirft sich dem Wollüstling zu Füßen. Er lächelt und fordert eine Nacht für ihres Mannes Leben. Sie willigt ein, wenn ihr Mann es bewilligt. Sie schreibt ihrem Manne. Ein treuer Sklave bringt den Brief nach Korinth in die Bergwerke. Der Mann liest, erblaßt, schlägt die Blike verzwei-

felnd zu den Göttern, antwortet: Nein! Chariklea. Ich kenne dich. Mich würde deine Untreue retten, aber dein theures Leben würde sie zernagen. Lebe für dein und mein Kind, das Pfand unserer Liebe. An dem Strome der Vergessenheit seh' ich dich wieder treu und ohne Schande. Leb wohl, ich sterbe für dich.

Er giebt dem Sklaven den Brief und stürzt sich in einen Abgrund hinab, und liegt da todt und zerschmettert. Der Sklave kömmt zurük, erzählt weinend, was er gesehen hat, giebt der Unglüklichen den Brief. Sie sinkt verzweifelnd zu Boden. Dann rafft sie sich auf, stürzt auf den Markt, wüthet, schreit, ruft um Rache und Gerechtigkeit. Das Volk nimmt sich der Unglüklichen an. Melon entflieht nach Korinth, und vergißt in den Armen seiner Buhlerinnen seine Verbrechen. Die Unglükliche will nach Korinth, um dort noch dem Verbrecher den Schatten ihres Mannes zu opfern. Sie nimmt ihren Sohn, steigt zu Schiffe. Die Verzweiflung allein, der Schmerz allein halten ihre Kräfte empor. Ein Sturm wirft ihr Schiff hier zwischen die Klippen. Sie allein entgeht mit ihrem Kinde dem allgemeinen Untergange. Die Tonne, die der Sturm zwischen die Felsen schleudert, wird ihre Wohnung. Hier lebt sie einige Wochen von Früchten, fühlt ihre Kräfte täglich mehr sinken, sieht ihren Sohn nach ihrem Tode dem Hungertode ausgesezt, verzweifelt, hofft, bis ich endlich

erscheine, und ihre Hoffnung, den Knaben zu retten, wird aufs neue lebendig.

Das ist in kurzem die Geschichte dieses Weibes. Ich habe dir nur die Hauptzüge ihres Jammers troken dahin gezeichnet. O du hättest sie sollen von ihr selbst erzählen hören: wie sie bald aufstand, die Hände gegen den leuchtenden Mond empor hob, die Götter anklagte, dann wieder neben mich niedersank, im stillen, geduldigen Seufzen, mit matter, brechender Stimme, weiter erzählte, dann durch die Errinnerung an ihren Mann weggerissen, ihre Arme um meinen Naken warf, mich mit Thränen benezte, und Hülfe von mir, von den Göttern, und dann Rache forderte. Sie hätte die harten Felsen mit ihren Klagen in Mitleiden zerschmelzen können. Ich, dieser Spötter dieser kalte theilnahmlose Diogenes, zerfloß wie ein Knabe in Thränen, ich lag zu ihren Füßen, ich beugte mein Gesicht in ihren Schoos für Schmerz, ich bedekte ihre Hände mit Küssen und Thränen.

Sieh her, Dion, noch jezt will ich das Andenken an diese Nacht mein Auge naß machen. Doch weiter. Wir lebten nun in diesem Thale fort, als ob der Himmel uns daran gebannt hätte. Kein Gedanke, es zu verlassen, überfiel mich. Ich hatte die Welt rings umher vergessen, und ich lebte einen traurig wollüstigen Monat in diesem engen Bezirke des Jammers. Ich sah das Weib nach und nach hinsterben; jeden Morgen kam sie

bleicher und matter aus ihrer Tonne hervor; ihre Empfindungen wurden mit jedem Tage immer milder und geduldiger. Oft stand ich da, rang die Hände vor Zorn und Schmerz, wenn ich sie da sizen sah, so sanftlächelnd, so in sich gekehrt, als ob sie den Tod behorchte, der in ihrer Brust, an ihrem Leben nagte; wenn sie die Hand matt erhob in ihren stillen Träumereien, sie auf die Brust drükte, die sie schmerzte, und den Schmerz in ein noch sanfteres Lächeln begrub, und dann die blassen Lippen auf den Mund des holden Kindes drükte, und leise sagte: sei glüklich!

Unter diesen Schauspielen, unter diesen Empfindungen lebte ich einen Monat da. Dann verließ sie ihr Lager nicht mehr. Ich saß neben ihrem Lager, das Kind auf meinen Knien, sah sie von Minute zu Minute sterben, sah, hörte, fühlte nichts als ihren Tod. Das ganze Thal war allein voll von ihrer jammervollen Geschichte, von nichts anderem. Das war Schmerz! Ihr in der Welt, o ihr werdet durch tausend andere Dinge von dem Anblike des Elends weggerissen, zerstreut. Ich aber, saß da, sah nichts als wie der Tod ein Fädchen ihres Lebens nach dem andern abrieb; ihre matteren Töne füllten allein mein Ohr, ihre verlöschenden Augen waren der einzige Gegenstand meines Gesichts. Ich starb mit ihr, tausendmal.

Endlich, sie lächelte hell auf, reichte mir die Hand, sah auf ihr Kind, seufzte, und — sie war

nicht mehr. Ich mag dir nicht erzählen, welche seltsame Dinge ich nach ihrem Tode trieb; wahrhaftig, ich würde in Griechenland eben so sehr in den Ruf eines Schwärmers kommen, als ich jezt im Ruf eines kalten Spötters bin. Allein mein Haß gegen die Menschen wurde unbegränzt. Ich schwur an ihrem Grabe, nie wieder dieses Thal zu verlassen, hier, wo sie gestorben war, zu sterben, und ihrem Sohne das Dasein anderer Menschen zu verschweigen, der Menschen, die seine Aeltern ermordet hatten, und die er also nicht lieben konnte. Ich nahm Besiz von der Tonne, Charikleens Erbschaft. Kein Sohn eines Königs kann von dem Throne seines Vaters mit der stolzen Empfindung Besiz nehmen, als ich von der Tonne, in der die Unschuld gestorben war. Wie ich hinein stieg, gelobte ich mir es laut, diese Tonne zu meiner Wohnung zu machen so lange ich lebte. Ach! Dion, und nie hab' ich in dieser Tonne eine Nacht zugebracht, ohne nicht sanfter, geduldiger und menschlicher geworden zu seyn. Der Geist von Charikleens Tugenden, der Geist der Geduld, der Sanftmuth, der Güte scheint in ihrem Sterbebette noch zu verweilen. Nie strekte ich mich auf ihr Lager, ohne nicht den Schwur zu thun, so geduldig, so sanft, so menschlich zu seyn, so einfach, wie dieses Weib.

Mit der Zeit wurde mein Schmerz sanfter, der Menschenhaß verschwand wieder. Ich überlegte, was ich mit dem Kinde anfangen sollte, das

die Götter mir gegeben hatten, und das mir so theuer war. Ich fühlte, ich sah ein, daß eine müßige Einsamkeit die Bestimmung des Menschen nicht seyn darf, und wenn Elend ohne Maaß ihn in der Welt erwartet. Gedult sollst du lernen, Knabe, rief ich, und drükte ihn an meine Brust: aber unter Menschen sollst du! Das Erbtheil deiner Mutter, diese Tonne, ihre lezte Trümmer, soll dich lehren ein Mann seyn, und handeln und tragen, was du nicht ändern kannst.

Das rief ich, und in demselben Augenblike hörte ich Menschenstimmen am Ufer. Eine Schaluppe legte an. Ich eilte ans Ufer und Laomedon, ein Jugendfreund von mir, stand vor mir. Er erstaunt, mich hier in dieser Wildniß zu finden, er bietet mir an mich mitzunehmen. Ich dinge meine Tonne, das theure Erbtheil meines Sohns, mit ein. Man lächelt über meinen Einfall. Was willst du mit der Tonne, fragt mein Freund. Es ist meine Wohnung, sag' ich, und sein Haus soll der Sterbliche nicht verlassen. Der alte Diogenes! ruft Laomedon: welch ein Einfall!

Man pakt die Tonne ein. Ich werfe mich indeß auf dem Grabe Charikleens noch einmal nieder, sage der theuren Asche Lebewohl, steige ein, und bald waren wir vor Korinth. Man sezt mich mit meinem Knaben und meiner Tonne ans Ufer. Die Waaren werden ausgepakt. Tausend Neugierige umringen uns. Da fiel mir Melon, der

Mörder der Aeltern des Knaben ein. Ein Plan Charikleen an dem Bösewicht zu rächen, fährt wie ein Bliz, wie von den Göttern eingehaucht, durch meine Seele. Ich wälze meine Tonne abwärts in den Schatten einiger Oelbäume, seze den Knaben an den Boden, mich neben ihn. Der Lärm verliert sich. Abends streke ich mich in meine Tonne, und schlummere zufrieden mit meinem Plane ein. Laomedon erzählt in Korinth von Diogenes und seiner Tonne.

Am andern Morgen erwache ich, und ein Haufen Neugierige stehen um meine Tonne her und gaffen und lachen. Ich stehe auf, bade mich, bade den Knaben, sammle Früchte, und lehre den Knaben gehen. Das macht Lärm, was ich auch wollte. Erst kömmt der Pöbel und belacht mich. Dann kommen auch die Vornehmen, gehen um meine Tonne von allen Seiten her, bleiben stehen, lächeln, kommen näher, fragen. Ich antworte, wie ich gewohnt bin, sehr einfach. Ich frage nach Jedes Namen. Melon ist nicht unter ihnen. Endlich kommt auch Melon. Melon heißt du? frag' ich. Lysias Sohn? Er bejaht. Ich sah ihn starr an. Er spöttelte über meine Tonne. Guter Freund, sag ich sehr ernst: diese Tonne geht dich näher an, als du vielleicht denkst. Du würdest deinen marmornen Pallast drum geben, wenn du eine Nacht so ruhig in dieser Tonne zubringen könntest, wie ich nun schon Monate drinn wohne. Mensch,

sezt' ich heftig hinzu: wenn die Furien einst über dich fallen, so werden sie aus dieser Tonne her auf dich stürzen. Dieß ist Diogenes und deiner Verzweiflung Wohnung.

Er wurde unruhig, der Bösewicht. Willst du mehr von dieser Tonne wissen, sezte ich hinzu, so komm diese Nacht zu mir. Ich will dir erzählen. Er gieng nachdenkend. Es kam die Nacht. Ich wollte das Herz dieses alten Verbrechers zerschmettern. Ich sezte mich mit ihm neben die Tonne, in welcher der Knabe schon schlief. Der Vollmond schien hell auf uns herab. Ich konnte sein Gesicht sehr genau beobachten. Ich erzähle ihm die Begebenheiten mit Chariklea, wie ich sie dir erzählt habe, ohne den Namen Chariklea zu nennen. Er wurde immer aufmerksamer. Wie ich Chariklea's Geschichte anfange, wurde er unruhig. Er unterbrach mich nicht. Ich sah aber an seinen wechselnden Mienen, daß er sich Mühe gab gleichgültig zu scheinen, und daß er es nicht war. Ich beschrieb ihm den Jammer der Unglüklichen, wie sie den Tod ihres Mannes erfährt. Melons Auge verfinsterte sich. Ein Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust empor, den er denn doch noch unterdrüken wollte. Ich kam auf des Weibes lezte Tage, auf ihren Tod. Er zitterte, er sah seitwärts, von mir abgewandt, er hob eine Hand zu seinem Gesicht, es war als ob er eine Thräne wegwischte. Hier in dieser Tonne, fuhr ich fort, starb die Unglük-

liche. Er warf einen ängstlichen Blik auf die Tonne. Sieh dahin, sagte ich: diese Bretter haben ihre Thränen, die Thränen ihres endlosen Jammers getrunken, auf dem elenden Lager tönten ihre Seufzer, ihre Klagen. Verlassen von der Welt, allein, matt, krank, verzweifelnd, mit ihrem Kinde dem schreklichen Hungertode preis gegeben, hat sie tausendmal diese Bretter umfaßt die ihr Grab seyn sollten. Da, sieh hin, Melon, zwischen diesen Brettern, über die du spottetest, tönte das Todesröcheln dieses Weibes, das du ermordet hast. Hier schwieg ich.

Melon warf einen Blik auf die Tonne, sprang ängstlich auf, als ob er das Todesröcheln hörte. Hörst du? rief er mit ängstlicher Stimme. Sieh, Mensch, sagte ich: fühlst du nun, daß du ein Gewissen hast? Die ruhigen Athemzüge des Sohns tönen dir wie das Röcheln der ermordeten Mutter. Fliehe wohin du willst, überall werden dich die rächenden Furien begleiten! Sie wohnen in deiner Brust, und jeder deiner eigenen Athemzüge wird dir das Röcheln der Ermordeten seyn. Zerschmettert stand er da, und zitternd. Ich trat auf ihn zu, faßte ihn an dem rechten Arm, und zog ihn mit Gewalt zur Tonne. Da sieh, rief ich gewaltig: ich schwur der Ermordeten Rache! Da sieh, in der Tonne starb sie, hier röchelte sie. Hörst du das Röcheln, Bösewicht? Das sei deine Strafe! Hier vor Korinth will ich wohnen, in dieser dir schreklichen Tonne. Ich will die Furie

seyn, die dich verfolgt, du elender Mörder! Feire deine Feste nur, Wollüstling; berausche dein Gewissen in Wollust, Musik, und Wein. Meine Tonne will ich vor die Thüre deines Pallastes wälzen. Lachend werden deine Gäste sagen: da ist Diogenes Tonne! und bleich vor Angst, erschüttert in deinem Innern, sollst du verstummen unter deinen Freuden, und die Tonne mit Zittern betrachten.

Melon schien meine lezten Worte nicht zu hören. Er warf sich an der Tonne nieder, umfaßte sie mit beiden Armen, und schluchzte laut; dann riß er sich empor, und stürzte durch die Nacht davon. Ich glaubte die Unglükliche gerächt zu haben, und ich hatte mehr als das gethan, ich hatte das Herz eines Bösewichts zum Gefühl der Menschlichkeit gebracht. Ein Paar Tage darauf wekte mich eine Stimme Nachts aus dem Schlafe. Es war Melon. Mit einer traurenden Stimme redet er mich an. Diogenes, sagte er, du hast mein Herz zerschmettert. Er beugte sich bei den Worten über den Knaben und benezte ihn mit Thränen. Schluchzend sagte er: o wollten die Götter, ich könnte mit meinem Blute deinen Aeltern das Leben zurük kaufen! Aber was ich kann, das will ich thun. Du sollst mein Sohn seyn. Er übergab mir eine Schrift. Diese Schrift enthält eine Schenkung der Hälfte meiner Güter, und die Versicherung, daß der Knabe mein Erbe seyn soll.

Das überraschte mich. Den Knaben in die Hände des Wollüstlings geben? Ich wußte nicht, was ich thun sollte, so aufrichtige Beweise Melon mir auch von seiner Liebe gegen den Knaben gab. Indeß Melon schaffte seine Buhlerinnen ab, und fieng an, so ohne alles Aufsehen Gutes zu thun, daß ich es wagen konnte, den Knaben und seine Tonne in seine Hände zu geben. Ich zog zu ihm in seine Wohnung. Melon brachte die Tonne in den heimlichsten Theil seines Gartens. Er zog eine Laube von Cypressen umher, und hier brachte er den größten Theil des Tages hin. Ich verließ ihn nach einigen Monaten, seiner Besserung gewiß.

Nach einigen Jahren besuchte ich ihn wieder. Sein Schmerz hatte sich erheitert, und war ein ruhiger Ernst geworden. Chariklea's Sohn liebte ihn unaussprechlich. Ich fiel in Melons Arme. O, sagte er: Diogenes, welch ein theures Geschenk ist deine Tonne! Jeder Sturm der Leidenschaft, jede rükkehrende Sinnlichkeit schweigt, wenn ich sie umfasse. Nun sind es fünfzehn Jahre, und noch steht die Tonne in Melons Garten, und wenn ich nach Korinth komme, so bringe ich gewiß eine Nacht in der Tonne zu, und gebessert und weiser erwache ich in dem engen Aufenthalte der Verzweiflung und der Tugend.

Sieh, das ist die Geschichte der Tonne, die mich in den Ruf eines Narren gebracht hat; der Himmel gebe, daß jeder Mensch mit so viel

Ehre seinen Pallast bewohnen möge, als ich meine Tonne. — Doch sieh da, wie da der Knabe unter seiner Last Reiser keucht. Der Arme Junge! Ich trage ihm seine Last heim.

Dion. Laß ihn doch, Diogenes, und sage mir doch, ob Melon —

Diognes. Melon würde dem Knaben die Last abnehmen, statt zu erzählen. Leb wohl! auf Wiedersehen!

V.

Hulkem.

Mein Vater, mein Vater, rief Hassan, und warf sich dem ehrwürdigen Abul-Bedir an den Busen, wie unglüklich bin ich! Ein unermeßlicher Schaz an Edelgesteinen und Gold ist mein! Palläste, Landgüter, Bäder und die wollüstigsten Gärten, um die mich Kalifen beneiden, hat mir mein Vater hinterlassen: auf allen Strassen treiben meine Kamele, in allen Häfen liegen meine Schiffe, und ich werde nicht einer Stunde froh. Du warst der Freund meines Vaters, sei auch der meinige! rathe mir, denn ich bin nicht glüklich.

Abul-Bedir lächelte und drükte dem Jünglinge die Hand. Und sind in dem Raume deiner Besizungen noch Unglükliche, die Mangel leiden?

Eben das! ich leide keinen Mangel, und bin unglüklich wie sie.

So lange noch ein Unglüklicher lebt, dem du

helfen kannst, so lange bist du nicht unglüklich. Kennst du Hulkem?

Den das Volk den Weisen nennt?

Eben den! Thue, was Hulkem thut, und du wirst glüklich seyn! Aber, Hassan, ehe du gehst, thue, was Hulkem thut, auch so, wie es Hulkem thut. Du kannst es.

Hulkem wohnte zwei Tagreisen von Bagdad in einer schönen Ebne, von Gehölzen, Hügeln und schattigen Thälern durchschnitten. An der Strasse stand Hulkems Haus mit so vielen Thüren, als Strassen vom Innern des Landes sich dadurch kreuzten. Schattige Palmen standen in Reihen um das Haus her, und unter den Palmen Size von duftenden Rasen; unter den Palmen waren Brunnen gegraben, aus denen kühles Wasser hervorsprizte, die Kamele der Reisenden zu tränken. In den grossen Sälen des Hauses waren weiche Matten am Boden verbreitet, zum Lager der Reisenden und Polster das müde Haupt zu stüzen. Hundert Sklaven wohnten in Hütten umher, luden mit freundlichen Worten die Reisenden ein, ihre Kamele in Hulkems Brunnen zu tränken, auf Hulkems Polstern auszuruhen, von seinem Brode zu essen, und die Milch seiner Schafe zu trinken.

Die Reisenden kamen, und reizende Sklavinnen reichten ihnen Wasser sich zu waschen, bereiteten ihnen ein wohlriechendes Bad, und

ergözten sie mit Tänzen, Gesang und Lautenspiel, bis der Schlaf ihre müden Augen verschloß. Am frühen Morgen wekte sie der sanfteste Gesang der Laute, ein Bad stärkte sie, und wohlschmekende Speisen, und sie giengen ihre Strassen und Hulkems Name gieng mit ihnen in alle Länder; Hulkem, der glükliche, der gute, der Weise! hieß es in allen Sprachen!

Da hörte Hassan von Hulkem, und er lag auf seinem Polster, und sann, ob ihn Hulkems Leben glüklich machen würde. Ja! rief er: ja! ich werde glüklich werden. Mein Name wird den Erdkreis durchfliegen, auf dem schneeigen Gipfel des Ural werden Reisende in ihren Hütten mich segnen und im äussersten Arabien soll der gastfreiste Araber sagen: Hassan ist gastfreier, wie ich!

So sprach er, und sogleich sandte er Arbeiter auf die andere Seite Bagdads, wo die Strassen von allen Häfen des Meeres zusammenliefen. Schneller werde ich hier berühmt, als Hulkem dort; mein Name fliegt durch das Meer in alle Länder, in alle Palläste der Großen, wenn Hulkems Name sich in den ärmeren Hütten verliert.

Ein stolzer Pallast, von Marmorstüken, erhob sich; hundert Thore waren die Eingänge, vierhundert schwarze Sklaven, prächtig gekleidet, bewachten die Eingänge, und luden die Reisenden ein in Hassens Pallast zu kehren, und seiner Freigebigkeit zu genießen. Ein stolzes Bad

von Marmor erhob sich in der Mitte des Pallastes, hier badeten schöne Sklavinnen den Reisenden, eine prächtige Musik schallte beständig aus allen Sälen des Pallastes, an jedem Morgen reichte ein Sklave dem Reisenden eine Tapete, worin Hassens Name gestikt war, als ein Andenken von Hassan. Oben über den Thoren des Pallastes stand mit goldenen Buchstaben: Serai für die Reisenden von Hassan, dem Wohlthätigen, dem Helfer aller Unglüklichen, dem Sohn Belkub.

Tausende eilten aus Bagdad herzu, und bestaunten die Pracht Hassans, und badeten und assen und tranken in Hassans Pallast. Die Reisenden verweilten bei Hassans Serai, und bewunderten seine Pracht. Hassan war glüklich; er stieg stolz in den Schatten der Palmen rund um den Pallast her, und zeigte den Fremden die Wunder des Hauses; empfieng am Morgen ihren Dank, und sah ihnen vergnügt nach, bis eine neue Karavane von Reisenden seine Blike auf sich zog.

Eines Tages kam ein Greis die Strasse herab zu Hassans Pallaste. Von Weiten blieb er stehen, und betrachtete die Pracht, und den stolzen Schatten der Palmen, und die Marmorbank im Schatten, mit weit aufgerissenen Augen. Hassan näherte sich ihm von der Seite, und sagte: wollt ihr nicht daran, Alter?

Darf ein armer Greis es wagen? fragte der Alte.

Und hast du nicht die Aufschrift an Hassans Hause gelesen?

Ich habe sie gelesen; allein — meinst du, daß ich es wagen darf?

Du darfst — Hassan ist, wie die Sonne des Himmels, wohlthätig für den Reichen, und für den Armen.

Der Greis gieng näher unter den Palmen; aber immer mit furchtsamen Schritten. Er stand vor einer Marmorbank; aber er sezte sich nicht eher nieder, bis ein Sklave ihn nöthigte, sich auszuruhen. Hassan winkte einem Sklaven, und flüsterte ihm ins Ohr. Der Sklave nöthigte den Alten in das Haus zu kommen; er führte ihn im Pallaste umher, und zeigte ihm die Pracht der Säle, dann brachten eine Menge Sklavinnen ihn in ein wohlriechendes Bad, und am andern Morgen gab ihm ein Sklave hundert Goldstüke, und einen seidnen Rok, und rief ihm nach: Geh Alter, und segne Hassans Wohlthätigkeit!

Jenseits der Palmen begegnete Hassan dem fröhlichen Alten. Nun, fragte Hassan mit Lächeln: ist es eingetroffen, was ich dir von Hassan sagte? —

Mehr als eingetroffen, sagte der Greis, sieh, hier sind hundert Goldstüke, und dies Kleid ein

Geschenk des Großmächtigsten aller Sterblichen, Hassans.

Hassan trank in langen Zügen sein Lob in sich, und so kamen beide in ein waldiges Thal, wo Hassan ein paar Sklaven verstekt hatte, mit dem Befehl, dem Alten seine hundert Goldstüke abzunehmen, damit er Gelegenheit hätte, das Erstaunen des Alten, durch das Geschenk einer doppelten Summe, zu vermehren. Die Sklaven stürzten hervor, und sezten dem Alten einen Dolch auf die Brust. Hier sind hundert Goldstüke, sagte der Alte zitternd, ein Geschenk des großmüthigen Hassans. Nehmt sie, und laßt mich dann gehen. Die Sklaven nahmen den Beutel, und besahen den Rok. Der Alte zog ihn aus, und gab ihnen denselben. Hast du noch etwas von Werth? fragten die Sklaven, und fiengen an den Alten zu untersuchen. Nun sank der Alte auf die Knie, und bat mit Thränen, ihm lieber das Leben zu nehmen, als dieses eine Goldstük; er zog es aus seinen Busen, wohin er es sorgfältig verborgen hatte.

Die Sklaven nahmen den Beutel, den Rok, und durchsuchten auch Hassan zum Schein, und beraubten ihn, und nun giengen sie in das Gebüsch zurük. Laßt uns eilen, sagte der Alte zu Hassan, der Prophet sei gelobet, ich habe dieses Goldstük gerettet. Laß uns zu Hassan zurükkehren! sagte Hassan: er wird unsern Verlust doppelt ersezen; allein der Alte eilte vorwärts, und

verbarg sein Goldstük noch sorgfältiger in den Turban.

Aber was macht dir das eine Goldstük so werth? fragte Hassan neugierig. Es ist ein Geschenk von Hulkem, dem Weisen, dem Guten! — Von Hulkem? rede, und warum waren dir Hassans Geschenke so gleichgültig.

Weil, weil — sie eine Wohlthat waren; doch das war Hulkems Goldstük auch. O du kennst diesen Hulkem nicht; ich gäbe eher mein Leben, als dieses Andenken des guten Hulkem, des besten der Menschen.

Und wie macht es Hulkem, seinem ärmlichen Geschenke diesen grossen Werth zu geben?

Er gab mir sein Herz mit diesem Goldstüke. Sieh, ich kam seinem Hause näher, ich sah ihn unter seinen Palmen sizen: er kam mir entgegen, und bot mir freundlich die Hand, und gleich mit seiner Anrede: guten Abend, mein Bruder! gewann er mein Herz. Seine Augen leuchteten vor Freude, wie er mich in den Schatten seiner Palmen führte. Er legte sich neben mir auf einen freundlichen Rasen, und fragte: wohin ich wolle, woher ich käme? Ich erzählte ihm mein Schiksal, den Verlust meines Sohnes, der über Bagdad eine Reise nach Persien gemacht hatte, nicht wieder gekommen war, und dessen Tod ich in Ispahan erfahren hatte; er weinte in meine Thränen. Ich wollte in das Haus hineintretten, um

mich zwischen die Fremden nieder zu legen; allein er bat mich mit ihm in sein Haus zu tretten, das er einige Bogenschüsse von dem Gasthause hat, du bedarfst Trost und Liebe und Thränen! sagte er; ich bin unglüklich, wie du, der Allmächtige hat mir auch meinen einzigen Sohn geraubt. Komm, laß uns unsere Thränen um den Verlust unserer Kinder mischen. Meine Tochter soll uns trösten, und du sollst sie segnen. Ich gieng mit ihm, seine Tochter bereitete das Essen, und gab uns Wasser, und sang zu der Laute, und ich schlief diese Nacht zum erstenmale wieder getröstet.

Am andern Morgen, wie ich aufgestanden war, und mein Gebet verrichtet hatte, fragte mich Hulkem: und hieß dein Sohn nicht Abid? ein langer Mann, mit grossen schwarzen Augenbraunen? Ich bejahete es. — Der grosse Prophet sei gelobt, rief Hulkem, so kann ich mich einer Schuld entledigen, die schon lange mein Gewissen drükt. Seine Tochter sprang auf, und hatte einen Beutel, mit hundert Goldstüken, und brachte ihn ihrem Vater. Hulkem überreichte mir den Beutel, und sagte, daß mein Sohn Abid auf seiner Reise nach Ispahan ihm diesen Beutel gelassen habe, um ihn mir, wenn er in einem Jahre nicht zurükkehrte, zuzustellen. Ich habe ihn dir schon lange senden wollen; allein immer fehlte es an Reisenden, denen ich traute, sagte Hulkem.

Ich weigerte mich den Beutel zu nehmen, weil mein Sohn kein Gold bei sich gehabt hatte, und auch diesen Weg nicht gekommen war, und Hulkem vergoß mit seiner Tochter Thränen, über ihre mißrathene List. Am andern Morgen wollte ich meine Reise fortsezen, ich gieng in Hulkems Garten um zu beten; ich legte meine Hand an meinen Turban, und fühlte etwas Hartes. Es waren die hundert Goldstüke, die Hulkem die Nacht in meinen Turban verborgen hatte, um mir den Dank zu ersparen. Heimlich legte ich den Beutel unter den Polster, auf dem ich geruhet hatte, nachdem ich eins von den Goldstüken davon genommen, und nun gieng ich, von Hulkems Vergnügen begleitet, meinen Weg fort!

Hassan, sah bei dieser Erzählung finster auf den Boden. Aber warum nahmst du denn Hassans hundert Goldstüke, und schlugst Hulkems Geschenk aus.

Ich weiß es selbst nicht, sagte der Greis nachdenkend, es ist sonderbar! Ich fühlte mich durch Hulkems Geschenk geehrt, es war als ob ich das Gold so wenig achtete, als er selbst, ich war nicht arm mehr, ich war glüklich; allein bei Hassan, ich fühlte mich arm; Hassans Betragen gegen mich erniedrigte mich, sein Geschenk bezahlte mir nur das Gefühl meiner Niedrigkeit, das er bei mir erregt hatte. Hassan war nichts als gerecht, und Hulkem wohlthätig.

Hassans Pracht, seine Marmorbänke im Schatten, seine goldenen Säle, sein königliches Bad, seine seidnen Tapeten, seine persischen Polster; man staunt, aber man hält alles das nicht für sein; hingegen Hulkems Haus von Holz, seine Rasensize, seine verstekten Bäder, seine wollene Deken, man ist bei ihm, wie in seinem eigenen Hause. Hassan thut wohl um sich selbst zu beglüken, Hulkem um andere froh zu machen.

Ich bin Hassan! rief bei diesen Worten Hassan mit einem unmuthigen Blike, leb wohl Alter! Er warf dem Alten einen Beutel mit Gold hin, und gieng eilig davon.

Er warf sich in ein Gebüsch, stüzte den Kopf, und rief: Ein Bettler verachtet meine Wohlthaten, und bietet sein Leben für ein Andenken von Hulkem. Keine heitere Miene lag den Tag auf seinem Gesichte: sein Pallast hatte die Pracht für ihn verloren, und das stolze Lob der Reisenden, die er bewirthete, floß, ohne Hassan zu rühren, von ihren Lippen. Und doch will ich ihn überwinden, den stolzen Hulkem! rief er voll Bitterkeit. Immer saß er an der Strasse, und überschüttete den Reisenden mit Wohlthaten, er nannte den armen Bruder, er reichte ihm selbst das Wasser, die Hände zu waschen. Die Armen warfen sich dem großmüthigen, wohlthätigen Hassan zu Füssen, und dankten ihm für seine Großmuth, und seine Freundlichkeit.

Mein Name wird berühmt werden. Bald bin ich glüklich! Berühmt und wohlthätig wie Hulkem! rief Hassan voll Freude.

Eines Tages saß Hassan im Schatten einer Palme, und dachte mit freundlichen Bliken seines Glüks, und seiner Freigebigkeit. Da gieng ein Reisender den Weg daher, das Haupt auf der Brust, die Stirn voll Falten, das Auge voll Thränen. Ein Unglüklicher! rief Hassan, er wird bei mir Hülfe suchen; allein der Fremde sah Hassans prächtigen Pallast nicht, er verweilte nicht bei den Schatten der Palmen, schnell eilte sein Fuß weiter. Hassan redete ihn an. Der Fremde ließ sich erbitten, sich mit Hassan in den dunkelsten Schatten des Gesträuches zu sezen. Hassan fragte den Fremden nun um die Ursach seines Kummers, und der Fremde erzählte ihm: Ich heisse Helim, mein ganzes Glük war ein Weib, das schönste Weib in Bagdad. Wir liebten uns wie die Seligen, und waren glüklich wie Selige. Eines Abends sizen wir in dem kleinen Garten an meiner Hütte, und mein Weib singt in die Laute mit ihrer himmlischen Stimme, und ich liege zu ihren Füssen in Blumen, und werfe Blike voll Liebe auf sie, und begegne ihren Bliken voll Liebe.

Auf einmal wird meine Gartenthüre aufgesprengt, und Ibrahim, des Kalifen Liebling, tritt in den Garten. Mein Weib zieht den

Schleier über ihr Gesicht und ich gehe Ibrahim voll Ehrfurcht entgegen und frage nach seinem Willen. Ich will sehen, ob die Stimme der Sängerin schöner ist als ihr Gesicht. Mein Weib hebt auf meinen Wink den Schleier in die Höhe; des Günstlinges Auge funkelt. Er zieht mich allein, bietet mir tausend Goldstüke für mein Weib. Ich schlage sie aus, und Ibrahim giebt seinen Sklaven Befehle mir mein Weib zu rauben. Man reißt sie aus meinen Armen, troz meiner Wuth, und ihren Thränen, und sie war verschwunden. Ich klage bei den Kalifen über Ibrahim; man stellt Zeugen gegen mich auf, die mich verdammen, und der Kalif verbannt mich, bei Verlust meines Kopfes, aus Bagdad.

Bei diesen Worten schlug Helim die Hände vor das Gesicht, um seine hervorstürzende Thränen zu verbergen. Du Unglüklicher! rief Hassan, und schloß ihn an seine Brust; doch vielleicht ist dir zu helfen. Tritt herein! Hassan führte Helim in seinen Pallast, er führte ihn in die Wohnung seiner Sklavinnen, und sagte: welche scheint dir die schönste? Nimm sie, und vergiß dein Weib!

Helim antwortete finster: wie wenig kennst du die Liebe, großmüthiger Hassan. Des Kalifen schönste Sklavin kann mich nicht glüklich machen, und meinen Kummer nicht lindern.

Hassan bat Helim, einige Tage bei ihm zu verweilen, und Helim blieb. Während der Zeit

ließ Hassan von einem seiner Verwalter in Bagdad dem Liebling des Kalifen die schönste Sklavin für Helims Weib bieten; allein Ibrahim ließ Hassan bei seinem Leben jede weitere Bemühung in dieser Sache untersagen.

Das habe ich für dich gewagt! sagte Hassan zu dem unglüklichen Helim, ich kann dir nicht helfen. Nimm mein Gold, so viel du willst, und laß mir das Glük, daß ich dir habe wenigstens in einem Falle nüzlich seyn können.

Helim dankte Hassan für seine Großmuth, und gieng; und Hassan sah ihm nach und dachte: mehr hätte Hulkem nicht thun können!

Wenig Tage nachher kam bei Hassans Pallaste eine Sänfte an, die von einem Reuter begleitet war. Hassan gieng dem Reisendem entgegen; und er erkannte Helim. Helim sprang vom Pferde und in Hassans Arme: ich bin glüklich mein großmüthiger Hassan! Ich habe mein Weib, ich verlasse Bagdad, und fliehe gern einen zu geliebten Günstling des Kalifen, und seine List. Helims Weib war aus der Sänfte gestiegen, und sie giengen alle drei in die Palmen. Und wie bist du glüklich geworden? fragte Hassan. Der beste der Menschen, Hulkem, hat mich glüklich gemacht; und unter Thränen, und unter Ergiessungen seines tiefen Danks erzählte Helim nun Hassan, wie Hulkem ihn glüklich gemacht hatte.

Helim hatte nemlich Hassan verlassen, der ihm nicht helfen konnte, und gieng, wohin ihn

der Zufall, der Weg und sein Schmerz führten, und nach einigen Tagen stand er in Hulkems Palmen. Hulkem sah den Unglüklichen vorübergehen, und er ging ihm nach, und gesellte sich zu ihm, als ob er mit ihm gehen wollte.

Der grosse Prophet hat Hülfe für jeden Unglüklichen! mit diesen Worten *) grüßte Hulkem den finstern Helim. Für jeden, nur für mich nicht! antwortete Helim, und Helim erzählte dem guten Greise sein Schiksal. Während der Erzählung hatte Hulkem den Jüngling durch Nebenwege zu seiner kleinen Wohnung zurükgeführt, die etwas fern von seinem Serai lag; er bat Helim bei ihm einzutreten, und Helim erzählte nun Hulkem, wie großmüthig sich Hassan seiner angenommen habe. Hassans Großmuth, antwortete Hulkem: hat mir nichts übrig gelassen für dich, Helim, zu thun, als einige Tage deinen Kummer zu zerstreuen, und Helim mußte den mitleidigen Greise versprechen einige Tage bei ihm zu bleiben. Am andern Morgen rief ein schnelles Geschäft den Alten auf einige Tage von seiner Wohnung, und er ließ nicht nach, bis ihm Helim versprach, bis zu seiner Zurükkunft der Schüzer seiner Tochter zu seyn, und in seiner Wohnung zu bleiben.

---

*) Im Morgenlande redet man gewöhnlich einen Fremden mit einer Stelle aus dem Koran an.

Hulkem verließ Helim und seine Tochter; er gieng zu dem Freunde seiner Jugend. Ich kann sterben, sprach er, und auf den Fall sei der Vater meiner Zulima, der Verwalter ihres Vermögens, und der Rathgeber ihres schönen Herzens. Dann gieng er nach Bagdad; er trat auf den Weg, den der Kalif alle Tage kam, und warf sich vor ihm nieder. Beherrscher der Gläubigen, rief er, ich habe eine Verschwörung gegen dein Leben, und was noch mehr, gegen deine Ehre zu entdeken. Du siehst, ich bin ein Greis, ich wage es, die wenigen Tage, die ich noch leben kann, meinem Vaterlande zu schenken. Ehre kann mich nicht treiben, ich selbst bin alt, mein Sohn ist schon vor mir in die Arme des Propheten geeilt, ich habe satt zu leben. Höre mich, aber höre mich allein, ich will den Verräther deiner Ehre dir nennen. Der Kalif nahm Hulkem mit in seinen Pallast. Sprich! was weißt du? —

Hulkem entdekte dem Kalifen seines Günstlinges Raub. Dein Volk, sprach er, betet dich an; denn du bist gütig, wie der Allmächtige; die Geschichte zeichnet deinen Namen in die Jahrbücher der Thaten der Kalifen mit Ehrfurcht, denn du bist gerecht. Allein neben deinen Thaten zeichnet sie die Handlungen deiner Günstlinge ~~auf~~ die deinigen auf; denn unter dem Schuze deines Namens thun sie, was Ihnen gelüstet, und jeder Raub, jede Bedrükung von ihnen raubt

dir einen Theil deiner Ehre und deiner Grösse. Ich fordere Gerechtigkeit, und Erstattung des Weibes meines Freundes von dir, Vater und Richter deines Volks.

Der Kalife betrachtete lange den dreisten schönen Greis, dessen Auge von dem Feuer des Muthes funkelte. Und was giebt dir dein Freund dafür, daß du deinen Kopf so offenbar in Gefahr sezest?

Das Gefühl in einer guten Handlung zu sterben: allein, mein Fürst kennt die Ungerechtigkeit nicht.

Nein, sagte der Kalif, du hast mich wundersam überwunden, Alter! Ein guter Geist hat dir zur Seite gestanden; denn so hat ein Lebendiger nie mit mir geredet. Geh, bis ich rufe!

Hulkem gieng, und Ibrahim wurde gerufen. Ibrahim, sprach der Sultan sehr ernst, die erste Ungerechtigkeit, die du begehst, kostet dir den Kopf. Laß das in Bagdad ausrufen, und bring mir sogleich Helims Weib, das du geraubt hast. Ibrahim verstummte, zitterte, und schon in wenig Minuten hatte Hulkem Helims glüklíches Weib an seiner Hand, und verließ Bagdad mit ihr.

Den zweiten Tag kam er mit ihr vor seinem Hause an, wo Helim mit Hulkems Tochter im Schatten des Gesträuchs sassen, und der Abendkühle genossen.

Der grosse Prophet hat Hülfe für jeden Unglüklichen! sprach Hulkem vor Freude zitternd, und riß dem vor Entzüken sprachlosen Weibe den Schleier ab, und warf sie an Helims Busen. Thränen, Worte, Blike, Entzükungen von beiden Seiten, sie hatten den wohlthätigen Greis vergessen. Endlich wollten sie sich ihm zu Füßen werfen; und Hulkem umarmte sie mit Thränen in den Augen und rief: ich, ich bin euch Dank schuldig, nicht ihr mir! Denn ich bin jezt der Glükliche. Er besorgte ihnen eine Sänfte und ein Pferd, und entließ sie mit Thränen der Freude, und eines vollen befriedigten Herzens.

Hassan saß während dieser Erzählung mit gesenktem Haupte da; er betrachtete heimlich mit Bitterkeit die Thränen des Danks, die milde über die Wangen des glüklichen Ehepaars flossen, er hörte mit Anmuth Hulkems Lobeserhebungen, die Stromweise von den Lippen der beiden sich ergossen. Weh mir! dachte Hassan, weh mir, ich werde nie groß werden, so lange Hulkem lebt! Und ist Hulkem alt? fragte er schnell seine beiden Gäste. Gott schüze des Greises Leben, achtzig Jahre schon lebt er, der gütigste, eifrigste Wohlthäter seiner Mitmenschen.

Hassan entließ seine Freunde kalt, beinahe unfreundlich; denn sie redeten von nichts, als Hulkem. Vielleicht, dachte er, wie er allein war, vielleicht findet ein stäter Beobachter Fehler

an dem Greise, welche die Unglüklichen, denen er schmeichelt und hilft, übersehen. Hassan hatte einen Freund, den langer Umgang von der Wiege an, Gewohnheit, Gleichheit der Gesinnung, und Hassans Liebe, und Wohlthaten fest an ihn geknüpft hatten. Hassan bat seinen Freund zu Hulkem zu gehen, in seiner Nähe zu bleiben, und auf des Greises Leben ein aufmerksames Auge zu haben. Sein Freund gieng, und da nach einigen Monaten Hassan ihn bat zu ihm zurükzukehren, so schrieb ihm sein Freund folgende Stelle aus dem Koran. „Mensch, wenn du in den Schatten der Hütte eines Redlichen wohnst, so brich deine Hütte nicht ab; denn du wohnst in der Nähe der Gottheit! Ich wohne bei Hulkem, ich liebe ihn, und mein Glük wird es seyn, wenn Hulkem ein Auge von Freundschaft auf mich wirft. Unsere Freundschaft, Hassan, ist aus, denn du liebst Hulkem nicht. Deine Thaten sind Luft, die verweht wird, und Hulkems Thaten sind Gold, und wohl dem Sterblichen, der es sammlet." Und Hassans Freund blieb bei Hulkem.

Hassan hielt den Brief in seinen Händen, und in seine Wangen stieg die Röthe des Zorns. Verschließt die Thore! rief er seinen Sklaven zu. Ein Thor mag länger gastfrei und großmüthig sein. Er schlich sich jezt einsam in den Schatten seiner Palmen umher. Meinen Ruhm, mein Glük, meinen Freund hat mir der Alte geraubt! rief er: er, der alle glüklich macht, macht mich

unglüklich. Wehe ihm, und wehe mir! Er schlug auf das Gefäß seines Dolches.

Seine Thore waren verschlossen, sein Schatten wurde jedem Reisenden versagt, Hassan gieng wie ein Träumender umher. Er hat mir das Glük meines Lebens geraubt, sein Blut soll büssen. Ich raube ihm nichts, als einige elende Augenblike, und öffne mir vielleicht wieder den Quell der Großmuth in meinem verschlossenen Herzen, für ein halbes Jahrhundert! Hulkem sterbe!

Hassan verbarg einen Dolch in seinen Busen, und gieng verkleidet zu Hulkems Hause. Auf dem Wege dahin sah er lauter Menschen, die Hulkems Lob sangen, Menschen, die Hulkem segneten. Sein eigener Name wurde nie genannt. Hassans Zorn stieg, und er sezte sich unter eine Palme nieder am Serai Hulkems. Ein Sklave bot ihm Erfrischungen, Hassan schlug sie aus und fragte nach Hulkem. Er ist selten hier, sprach der Sklave freundlich: allein Morgen wird er hier seyn; doch wenn du ihn nicht zu sprechen hast — er ist gern unerkannt.

Hassan stand auf und schlich den Palmengang hinab, durch schattiges Gebüsch, an einen heitern Quell, tief in Gedanken verloren. Bald sezte er sich, bald gieng er, bald brach er eine Blume und zerriß sie wieder, bis ihn endlich der Schlangengang tief ins Gebüsch, und gegen

eine kleine Hütte führte, die sich an zwei blühende Linden lehnte. Abwärts von der Hütte sah er ein Mädchen sizen und lesen. Er schlich hinter Rosenheken verborgen, dem lesenden Mädchen näher. Ein leichter Schleier bedekte ihr Gesicht; allein durch den Schleier schossen die Strahlen der lieblichsten Schönheit. Hassan stand wie eine Bildsäule und betrachtete das liebliche Mädchen; sein Zorn war vergessen, seine Wuth erstikt. Er trat näher, die Rosenheke rauschte, das Mädchen schlug ein paar schöne, sanftfunkelnde Augen empor, und erblikte Hassan. Sie rollte das Buch zusammen, und legte es neben sich auf den Rasen, nun stand sie auf, und kam dem entzükten Hassan entgegen.

Du bist ein Fremder, sagte mit der Stimme einer Laute und einer reizenden Schamröthe zu Hassan: willst du eintreteten? du kommst? —

Dort von Hulkems Serai.

Was unsere ärmere Hütte dir geben kann, sagte das Mädchen lächelnd.

Ist mehr, als Hulkem mit allen seinen Schäzen, und seinen Spenden mir bieten könnte.

Du bist sehr gütig. Doch — willst du eintreten?

Und warum nicht hier vor der Hütte bleiben, dem Aufenthalte aller Liebenswürdigkeit?

Wie du willst. Mein Vater ist nicht heim, du must mein Gast seyn.

Das Mädchen gieng in die Hütte, und brachte Datteln und Melonen; Feigen und Aepfelsinnen in schönen Körben und Milch und Wasser in hellen Flaschen, und sezte sie neben Hassan nieder. Hassan konnte sein Auge nicht von dem lieblichen, heiteren, unschuldigen Gesicht des Mädchens verwenden, die ihm eine Frucht nach der andern aussuchte und bot.

Hassan sah eine Laute auf dem Rasen liegen, und bat das Mädchen zu spielen. Sie nahm die Laute, und schlug den langen fallenden Aermel des Kleides bis auf die Schulter zurük, und Hassan sah den schönsten, rundesten, und weissesten Arm, wie aus Marmor geschnizt. Sie schlug die Laute mit einer Anmuth, die Hassan ins Herz drang, und er konnte sich nicht enthalten auszurufen: O du Innbegriff aller Liebenswürdigkeit.

Das Mädchen erröthete, wie Hassan das sagte, und zog einen Wirbel an der Laute, und hätte die Saite zerrissen, wenn Hassan es ihr nicht erinnert hätte. Jezt bat das Mädchen Hassan, zu singen, und er sang zu ihrer Laute, mit einer Anmuth, welche das Mädchen entzükte; sie ließ die Hand sinken, und horchte, erröthete,

und horchte wieder, und mit dem lezten Tone sank Hassan auf ihre Hand, und drükte sie an sein Herz. Du singst schön, Fremdling! rief das Mädchen eilfertig und verwirrt. Wer könnte in deiner Gegenwart etwas schlecht thun? antwortete Hassan, und beide sahen einige Minuten vor sich nieder, ohne etwas anderes als im Herzen Klopfen zu fühlen.

So saß Hassan bei dem Mädchen, heiße Liebe in seinen funkelnden Bliken, und auch das Mädchen konnte sein Auge nicht ansehen, sie schlug es nieder, und pflükte Grashälmchen vom Rasen, auf dem sie saß, erröthete und schwieg. Sie schwiegen Beide. Von Zeit zu Zeit näherte sich Hassans Hand der ihrigen, das Mädchen sah es von der Seite; ihre Hand zukte, als ob sie dieselbe wegziehen wollte. Sie zog sie nicht weg, und die weisse kleine Hand mit den blauen Adern blieb auf ihrem Knie ruhen, und Hassans Hand zittterte in der Nähe auf seinem Knie.

O Mädchen! sagte Hassan: und legte seine Hand auf ihre, und beide Hände zitterten, das Mädchen antwortete nicht, und zog auch die Hand nicht weg, ihr Busen lebte.

So sassen sie und die Sonne sank hinter die Palmen. Auf einmal rief das Mädchen: mein

Vater! und aus dem Gebüsch trat ein heiterer Greis hervor, und eilte auf das Mädchen zu, und küßte sie auf die Stirn. Er bot Hassan die Hand, und bat ihn sich wieder nieder zu sezen, und fragte um seinen Namen. Hassan nannte sich Nadir.

Ich wollte mich selbst überzeugen, ob Hulkem der beste, der wohlthätigste der Menschen ist, wie alle Menschen ihn nennen.

Ja die Menschen halten ihn dafür, antwortete der Greis lächelnd; und vielleicht mögen sie auch Ursache haben ihn dafür zu halten, nur ich —

Nur du? fragte Hassan feurig.

Ich habe oft große Ursach mit Hulkem unzufrieden zu seyn.

Allein kennst du ihn genau?

So genau, wie er sich selbst, ich bin von seiner frühesten Jugend sein Gefährte, der Vertraute aller seiner Geheimnisse gewesen.

Und du hältst ihn nicht für so weise, so gut, so edel, als man von ihm sagt?

Der Prophet soll mich bewahren, diese Meinung von Hulkem zu haben!

Dem Himmel sei gedankt! rief Hassan feurig und schloß den Greis an seine Brust, auch ich

lieber Alter, habe große Ursache mit Hulkem unzufrieden zu seyn.

Der Greis lächelte zufrieden, und drükte dem Jüngling die Hand: komm, in meine Hütte: wir müssen Freunde werden; ich seh es an deinem feurigen Auge, daß du die Wahrheit liebst. Komm zu mir, meine Hütte, und, was ich habe, ist dein!

Sie giengen in die Hütte.

Der Greis war Hulkem selbst; er winkte seiner Tochter zu ihn nicht zu verrathen, und sie sassen jezt, Hulkem und Hassan auf einem einfachen Sofa, und Zulima gegen ihnen über, in vertraulicher Einigkeit und schwazten.

Du gefällst mir, Nadir, fieng Hulkem aufs Neue an, und ergriff des Jünglings Hand, rechne auf mich und auf das, was mein ist! du wirst mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn du alles, was ich habe, als dein ansiehst. Vielleicht kann ich das wieder gut machen, was Hulkem bei dir verschuldet hat.

Alles was dein ist? fragte Hassan furchtsam, und warf einen zärtlich traurigen Blik auf Zulima.

Alles, was ich habe, wiederholte Hulkem.

Du hast eine Tochter — sagte Hassan, und Zulima erröthete, und wurde wieder blaß.

Ich habe eine Tochter sagte gütig der Greis.

Und du sagst, was dein wäre, sollte ich mein nennen! Darf ich deine Tochter mein nennen? —

Meine Tochter? sagte Hulkem lächelnd: doch das meinst du wohl nicht. Nicht wahr, du willst ihr Herz, und das habe ich nicht in dem Grade, als du es verlangen möchtest.

Zulima sprang auf, und warf sich ihrem Vater in die Arme mit dem zärtlichsten Ausruf: wer kann mehr mein Herz haben als du?

Das Herz meines Kindes! sprach Hulkem, und der Jüngling bittet dort um das Herz der Geliebten, oder meinst du es nicht so? und Hassan warf sich vor Zulima nieder und ergriff ihre Hand und drükte sie an seine Lippen.

Und was sagt Zulima? fragte mit einer Thräne im Auge der Vater, und ergriff Zulimens andere Hand und legte sie auf sein Herz.

Mein Herz spricht für ihn — sagte Zulima hold erröthend: allein ich kenne ihn nicht!

Ich bin Hassan! rief Hassan jezt sich vergessend.

Hassan? riefen Vater und Tochter voll Erstaunen; der edle, der großmüthige, der wohlthätige Hassan? O mein ahnendes Herz! lispelte Zulima und sah mit einem zärtlichen Lächeln auf Hassan nieder. Die Tugend kann sich auf keinem

Gesichte verläugnen! sagte Hulkem, und hob Hassan empor und drükte ihn an seine Brust. Edler Mann! gesegnet sei die Vorsehung, die dich in meine Hütte, und an das Herz meiner Tochter führte. Doch — laß das guter Hassan, du kennst jezt die Aussenseite meines Kindes, und die ist freilich lokend genug. Ich muß dich auch mit ihren Fehlern bekannt machen, ehe du um ihre Hand wirbst.

Und wird mir Zulima denn die Hand mit allen Fehlern geben? fragte Hassan und näherte sich der erröthenden Jungfrau aufs Neue. Zulima antwortete: Ich bin meines Vaters Tochter. Mein Vater sagt: mein Herz wäre ein Schaz, verdiene mein Herz! Zulima verschwand hinter den Vorhängen, und gieng im Garten unter den Rosen auf und nieder.

Höre, lieber Hassan, du wirbst um meiner Tochter Liebe; fieng Hulkem nun zutraulich an, allein ich sage dir, du hast mit einem Nebenbuhler um das Herz meiner Tochter zu ringen.

Hassan erblaßte, und der Nebenbuhler ist?

Mit einem fürchterlichen Nebenbuhler, fürchterlicher als du denkst!

Und der ist? —

Es ist Hulkem!

Hulkem? Nun, bei Gott, dem Allmächtigen!

sein Urtheil ist gesprochen! rief Hassan, und sprang wüthend auf.

Und was hast du auf ihn, der nichts thut, als was du selbst thust? —

Eben das, mein Vater, eben das! Will ich etwas Gutes thun, so hat es Hulkem gethan; fange ich etwas an, so vollendet es Hulkem, wünsche ich etwas, so hat es Hulkem. Sein Name ist auf allen Zungen, und ich bin vergessen.

Und da kamst du hieher?

Um ihn diesen Dolch in die Brust zu stossen! rief Hassan, und zukte den Dolch. Und jezt — jezt — sezte er vor Zorn ausser sich hinzu, jezt nicht nur mein Nebenbuhler in der Ehre, auch mein Nebenbuhler bei Zulima — beim Propheten! er —

Höre Hassan! freilich wäre das das kürzeste um Hulkem auf die Seite zu schaffen. Morgen — alle Morgen geht er nahe hinter dieses Gebüsch, und betet um Zufriedenheit und Glük für seine Mitmenschen, da wäre es am sichersten ihm deinen Dolch — was meinst du?

Er betet für die Menschen, sagst du? fragte Hassan mit gerunzelter Stirn. Sprich, mein Vater, ist Hulkem wirklich so sehr gut?

Zu den schlimmen Menschen gehört er nicht; allen gut? keiner ist gut, denn der Allmächtige! Also Morgen früh, einen guten Stoß, und meine Tochter ist dein Weib.

Mein Weib? sagte Hassan und legte die Hand an die Stirn; aber warum Morgen schon? laß mir Zeit, ihn kennen zu lernen! Warum Morgen schon?

Weil sonst meine Tochter Morgen Abends sein Weib ist.

Sein Weib? Nein es gilt. Morgen zeigt mir den Ort!

Hulkem führte Hassan in das Gebüsch, wo er jeden Morgen zu beten pflegte. Sieh hier, sagte er; hieher hinter dieses Gebüsch verbirg dich. Die Gegend ist Menschenleer, und zwei Schritte von dem Gebüsch, dieser Hügel ist der Ort, wo Hulkem jeden Morgen betet. Ein Greis; ein Stoß und es ist geschehen!

Dieß ist der Ort, wo Hulkem betet? wieder-

holte Hassan langsam. Und weißt du keinen andern Ort? —

Was zögerst du? du willst groß werden, und Hulkem steht dir im Wege, so lange er lebt, dir im Wege!

Er soll sterben! sagte Hassan zitternd. Laß uns gehen!

Er eilte mit zitterndem Knie von hinnen, durch Gebüsch und Dornen, daß ihm der Alte kaum folgen konnte.

Hassan blieb den Abend zerstreut, zerstreut bei den Erzählungen des Alten, zerstreut bei Zulimas Lautenspiel. Er legte sich zur Ruhe nieder, und der weiche Polster brannte unter seiner Wange wie Feuer! er war früher auf, wie die Sonne.

Zulima trat schön, wie ein Engel, zu Hassan. Mein Vater, sprach sie beschämt zu Hassan, sendet mich zu dir. Ich soll dir sagen, du möchtest eilen, und meine Hand sollte heute noch die Belohnung deiner That seyn. Hassan ich liebe dich! sezte sie zitternd und mit großer Bewegung hinzu, und legte ihre Wange auf sein

Herz, riß sich aus seinen Armen, und flog hinaus.

Hassan ergriff den Dolch, besah mit Schaudern die Spize, und gieng zögernd. Er suchte des Mädchens Vater. Er war nicht da; er suchte das Mädchen, vergebens! Er fand einen Sklaven im Garten, er gab ihm die Hand und sagte: o wie unglüklich bin ich! und gieng zitternd durchs Gebüsch.

Endlich fand er nach vielem Umherirren den Ort wieder, wo Hulkem jeden Morgen betete. Er drängte sich zitternd durchs Gebüsch, und erblikte Hulkem, den Greis Hulkem. Er hatte die Stirne auf den Boden gebükt, seine greisen Loken ruhten auf dem Grase, seine Hände waren vorwärts gefaltet; er betete.

Hassan betrachtete ihn, und schauderte. Er zog den Dolch, und wurde bleich. Nein! rief er laut, und warf den Dolch zu Boden, nein! lebe, ich will dich wenigstens einmal an Großmuth überwinden! Sie sei dein Weib. Er kehrte sich um, und Zulima warf sich vor Freude schluchzend in seine Arme. Mein Hassan, mein geliebter edler Hassan! ich bin dein!

Hassan erstarrte, er wandte sich nach Hulkem, und Zulimas Vater eilte in Hassans Arme. Meine Tochter ist dein, dein Herz ist edler, als du selbst glaubtest. Du hast die Prüfung bestanden. Seid glüklich meine Kinder.

O Gott! rief Hassan voll Scham, Bestürzung und Entzüken, und schloß Zulima in seine Arme, und dann den Alten; vergebt mir, vergebt mir! ich traute mir mehr Böses zu, als ich konnte. Vergebt mir, und auch Hulkem soll mir vergeben.

Hulkem vergiebt dir, Hassan! denn er giebt dir die Hand seiner Tochter, die er mehr liebt, als sich selbst. Ich bin Hulkem! sagte lächelnd der Greis zu dem erschrokenen Hassan.

Hulkem! rief Hassan und sank sprachlos zu Hulkems Füssen, und umarmte seine Knie. Nein rief er jezt bitter und langsam, er kann mir nicht vergeben!

Und sollte Hulkem allein gegen dich nicht großmüthig seyn? sagte Zulima, und warf sich an Hassans Seite, und umfaßte den Jüngling und drükte ihn an ihr Herz, und Hulkem legte

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Erzählungen und Geschichten

Bd.: 2

Göttingen (1800)

P.o.germ. 783 u-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113345-7
VD18 80429491-001